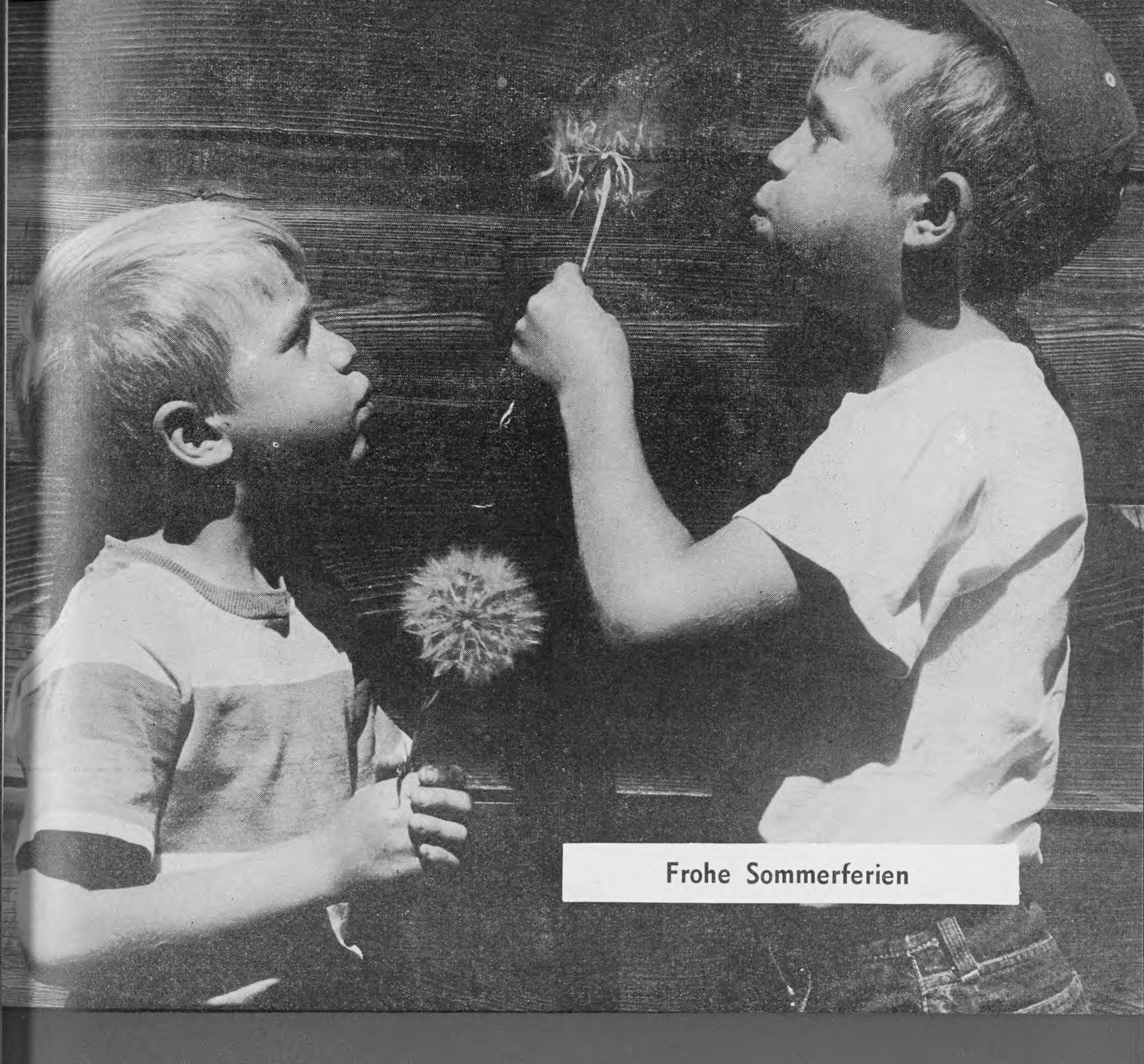



Juli-August 1958

# DER MARIENBOTE



# Alles nur durch die Gnade

Zum Fest Mariä Himmelfahrt

**"Sein wie Gott", eine süße Versuchung, der gerade die fähigsten Geschöpfe, angefangen von Luzifer bis zu vielen kleinen und kleinsten Kreaturen, bald in dieser, bald in jener Weise ausgesetzt waren und bleiben! Am 15. August, dem Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel, dem Leibe und der Seele nach, sagt die Kirche ein herzhaftes Ja zum "Sein wie Gott", sogar zur "Teilnahme an der göttlichen Natur", aber nicht aus eigenem Können, sondern als Geschenk vom Geber alles Guten. In der Feier der Aufnahme Mariens in den Himmel preist die Kirche ihr Beschenktwerden mit dem ganzen Reichtum der Ewigkeit. Romano Guardini stellt dazu in seiner Betrachtung zum fünften Gesetz des glorreichen Rosenkranzes fest: "Paulus hat gesagt, daß 'die, welche die Fülle der Gnade und der Gerechtigkeit empfangen, als Könige herrschen werden im (ewigen) Leben durch den einen Jesus Christus' (Röm. 5, 17). So wird denn ihr, die mit Christus durch das Dunkel der Erde gegangen ist, Anteil an seiner Herrschaft gegeben. Davon ist die Krone das Symbol. Nun ist sie die 'Himmelskönigin'. Gottes Geschöpf, wie wir alle, und in einer Demut ihm untergeben, die so groß ist wie ihre Reinheit. Zugleich aber von ihm erhoben zu einer heiligen Herrschaft, die nichts von Anspruch und Eigenwille an sich hat, sondern Gestalt gewordene Holdseligkeit spendender Gnade ist.**

**Die innerste Haltung des Christen soll Demut sein. Er weiß, daß er nichts aus sich hat, alles von Gott; nichts durch sich selbst kann, alles nur durch die Gnade. Die Demut ist das Eingeständnis dieser Wahrheit. Ja, sie ist die Freude an ihr; das Glück, welches aus ihr kommt; im letzten nichts als Liebe. In dieser gleichen Demut aber liegt auch ein stilles Bewußtsein verborgener Hoheit. Nicht eigener, sondern geschenkter — aber derart geschenkt, daß sie tiefer zugehörig ist als alles, was aus dem Anspruch des eigenen Wesens kommt. Das meint Paulus, wenn er von der 'Herrlichkeit' spricht, 'die an uns offenbar werden soll' (Röm. 8, 18). Sie bedeutet den Hoheitsglanz Gottes, der im auferstandenen Christus aufleuchtet. An ihm wird uns Anteil gegeben werden." –**

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

26. Jahrgang | Juli–August 1958, Battleford, Sask. | No. 10

# Dies und Das

**"Unser Heil der Herr"**

Es kann sich der Mensch nicht selbst erlösen. Weder durch die gigantisch in die Himmel hinaufragende Botschaft des Riesen-Atomiums der Brüsseler Weltausstellung noch durch Lourdeswallfahrten noch durch selbst die erhabensten Katholikentage. "Unser Heil ist der Herr", und alle erlösende Kraft kommt von Ihm.

Es kommt uns diese erlösende Kraft durch die Gnade, die da weht und wirkt nach dem Wollen des Heiligen Geistes, ewig unerreichbar dem rein irdischen Wollen und dem gewaltigsten Können der Menschen. Durch die Gnade, deren Werk und Fülle uns entgegenstrahlt aus dem Hochbild eines ganz neuen Menschseins in Jesus Christus, aus dem gottergebenen und gotterfaßten Menschsein der Jungfrau von Lourdes.

Das ist der Inhalt der Botschaft des Europajahres 1958 an die Welt. Man ladet uns ein, zur Weltausstellung nach Brüssel, zur Jahrhundert-Marienfeier nach Lourdes, und im August zum 78. Deutschen Katholikentag nach Berlin zu kommen. Es kostet schon Zeit und Mühe, alles zu durchblättern, was man uns diesen Sommer über die beeindruckenden Erlebnisse in Europa schreibt und zuschickt. Nimmt man sich jedoch zum Lesen und zum Sinnen Zeit, dann hört man mehr, als nur Europas einladendes Rufen. Die Kirche spricht mit, aus Brüssel, aus Lourdes und aus Berlin, und durch sie Gott.

Wenn wir nur schauten mit richtigem Blick. Mit dem Blick der Taufinstinkte auf den Leib Christi, die Kirche, in den wir hineingetauft wurden, dann sähen wir sie, die Schrift der Predigt Gottes an uns.

Es kann sich der Mensch nicht selbst erlösen. Es ist jedoch der Mensch, jeder Mensch, zur Erlösung berufen. Und wir Katholiken sollten wissen, daß Erlösung weit mehr ist als nur ein Freispruch von der Strafe der Hölle: Sie ist Loslösung von der Sünde, vom Bösen, um dafür ganz aufzugehen im Leben der Gnade — damit Wirklichkeit werde an meinem Fleische das Leben Jesu. So wie es höchste Wirklichkeit wurde in Maria, in der Jungfrau und Mutter von Lourdes.

Es kommt diese Erlösung allen, "die Ihn aufnehmen", den Herrn Christus. Die Ihn aufnehmen — und hier sind wir bereits bei einer der großen Gottesbotschaften des Europajahres 1958 — im Geist einer ganzen und ganz persönlichen Hingabe an Gott, in der Hingabe des heiligen Papstes Pius X., dem am 24. und 25. März dieses Jahres die neue, große Lourdes-Basilika geweiht wurde.

Die Ihn aufnehmen in voller Bereitschaft zum Leben in Christi Demut und Wunden und Lieben

und Beten und Sterben, wie es gelebt wird und gelitten hinter dem "Eisernen Vortang", vor dessen verschlossenen und siebenfach verriegelten Toren im August dieses Jahres der 78. Deutsche Katholikentag stattfinden wird.

Die Ihn aufnehmen in einer Hingabe bis zum Letzten, bis zur Blutbereitschaft der Heiligen Andreas Bobola, Pierre Chanel und Gabriel Perboyère, deren Reliquien am 25. März feierlichst in die neue Lourdes-Basilika übertragen wurden.

Uns Katholiken gilt diese Botschaft mehr als allen anderen, damit wir werden, was wir sein sollen: Zum guten Salz der Erde und zum leuchtenden Licht in der Finsternis!

Hoch hinaus über alle Dächer der 150 Pavillons der Brüsseler Weltausstellung, hoch hinaus über alle mächtigen Hallen und kühnen Konstruktionen, erbaut von einer selbstsicheren Welt in 60 Millionen Arbeitsstunden, ragt das gewaltige Atomium, ein Modell des Weltbausteines in 150-milliardenfacher Vergrößerung von 110 Meter Höhe.

"Der Fortschritt und der Mensch" heißt das Leitwort der Weltausstellung, und als Untertitel soll das Atomium verkünden: "Bilanz einer Welt für eine menschlichere Welt!"

Wer jedoch kann beim Anblick des Atomiums Hiroshima übersehen und Nagasaki? Und wer kann überhören des Atomiums unheimliche Sprache stillen Drohens? Die Sprache menschlicher Herzen und Hirne, die da Macht haben über die Gewalten der Atome, nicht aber die Macht, zu beherrschen diese Gewalten in voller Freiheit von der Erbsünde, von dem uns angeborenen Hang zum Dunklen hin? Frei von Haß und Herrschsucht, von Weltwahn und vom Trotz bis zum Letzten? Bis zur allerletzten und allerniedrigsten Grausamkeit selbst dem Kind des Gegners gegenüber?

Es spricht das Atomium nicht nur von technischer Macht unseres Zeitalters, es weist auch hin auf unsere Ohnmacht, auf unser Unheil — auf unsere Erbschuld, vor der alles zerbricht: Intelligenz, Menschlichkeit, edles Tun, technische Schöpfungen, hohe Kunst und Städte und Häuser und alle besseren Tage von morgen.

Südlich von Brüssel, in den Pyrenäischen Hügeln, liegt Lourdes. Dort steht sie vor uns, die über alle Erbschuld Hocherhobene. Keine Makel des Bösen ist an ihr.

Mehr als alle Prozessionen, die diesen Sommer zu ihr wallen, mehr als all die tausend Lieder und Lichter des großen Lourdesjahres 1958, sollt uns ergreifen die stumme Botschaft der Unbefleckten an uns, die von vieler Sünde Befleckten. Die Botschaft Mariens an uns Katholiken, die wir nicht immer zu sehen scheinen, wie selbst unser heiligstes Handeln so oft überschattet bleibt vom Befleckenden.

Überschattet vom Befleckenden. Darüber sprach Direktor Dr. Hanssler zu den 17 Arbeitskreisen deutscher Katholiken, die sich in Saarbrücken zur Vorbereitung des 78. Deutschen Katholikentages trafen. Es fehle uns, sprach Dr. Hanssler, bei aller religiösen Emsigkeit die große Leidenschaft für Gott. Wir verständen zwar, tiefdurchdachte Theorien der religiösen Weltgestaltung aufzustellen, blieben aber immer nur bei diesen Theorien, Grundsatzdebatten christlicher Gedanken. Während wir eine glänzend entwickelte **Theorie** der Aktion haben, bleibe die Aktion selbst, die große Tat, auf dem Papier.

"Das Wichtigste am Gesetz vernachlässigt ihr: die (tätige) Gerechtigkeit und Barmherzigkeit und Treue" (Matth. 23:23) sprach Christus. An dieses Herrenwort erinnerte Dr. Hanssler — auch dieses Herrenwort gehört mithinzu zur Gottesbotschaft des Europajahres 1958.

Wir gehen zur Wallfahrt, wohl selbst bis nach Lourdes, und wir werden erfaßt von heiliger — Augenblicksstimmung. Mit der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit und Gottestreue bleibt es aber wie es immer war: Nach der Form des alten Menschen. Der in Christus neugewordene Mensch — wann werden wir uns wohl entschließen, ihn in uns Wirklichkeit werden zu lassen?

Wir nehmen an Katholikentagen teil, hören überlegend zu, was uns dort gesagt wird, es brennt unser Herz im Rausch der hohen Kultur der Reden und Vorträge — es brennt das Herz jedoch nicht im Verlangen nach einer öffentlichen Gewissenerforschung, die uns zeigen soll in aller Klarheit, was wir während der letzten zwei Jahre, seit dem letzten Katholikentage, mit all' den hohen Ideen gemacht haben, die man uns damals gab.

Das ist unser Beflecktsein. Das ist die Macht der Erbschuld in uns, an der alles leidet, auch das katholische Leben. "Unser Heil ist der Herr", lautet der zweite Teil des Leitwortes des 78. Deutschen Katholikentages. Unser Heil ist der Herr, der einmal Fleisch geworden, und der nun täglich in der Civitas-Dei-Kirche der Brüsseler Weltausstellung — Brot wird. Ganz einfaches Brot. Das allerbilligste und allerbescheidenste unter allen in Brüs-

sel ausgestellten Güter. Und doch das Brot der Welt, der Herr der Welt, der allein die Macht hat, zu verschenken an Seine Menschen die Fülle der Gnaden hoher Erlösung von allen Übeln, von aller Unsicherheit, zum ewig Guten hin und Heiligen.

Es bleibt uns nichts anderes übrig als — zum einfachsten Beter zu werden vor Ihm. Einfach wie das Brot ist, das Ihn verhüllt. Zum einfachsten Beter und zum demütigsten Anfänger in der Nachfolge der Tugenden Seiner heiligen Menschheit.

Groß ist Gott. "Bevor die Berge geworden und die Welt und das Erdenrund waren, bist Du, o Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit! Der Du die Menschen wandelst in Staub und sprichst: Ihr anderen Menschen, werdet! Dem tausend Jahre sind wie ein Tag, wie eine Wache in der Nacht: Du lässest die Menschen im Schlafe entstehn. Wie Gras sind sie, das morgens sprießt, das morgens grünt und blüht, am Abend aber welkt und dorrt."

So strömt es empor aus dem 90. Psalm in demütiger Anbetung des "Hohen und Erhabenen, der da thront in der Ewigkeit und dessen Name heilig ist" (Is. 57), und der gesagt, daß Er auch wohne bei denen, die gebeugten Herzens sind.

Wo sich der Mensch Ihm naht im Geiste dieser Bibelworte, da erst werden unsere Katholikentage und Lourdeswallfahrten zur Gnade der Heiligung und Kraft. Durch Ihn und mit Ihm und in Ihm wird sie dann kommen, die "menschlichere Welt". Eine Welt, über die Gott sprechen wird: "So werd Ich ihr Gott sein und sie sollen Mein Volk sein!" (Is. 31).

– Der Schriftleiter

---

Nun sei gegrüsst, Gottesgebärerin Maria,
jungfräuliche Mutter, Bringerin des Lichtes!
Sei gegrüsst, Mutter und Magd,
Kleinod der Erde,
stets brennende Lampe;
aus dir ist hervorgegangen
die Sonne der Gerechtigkeit!
Sei gegrüsst, Maria
du Wohnung dessen,
den Himmel und Erde nicht fassen!
Sei gegrüsst, Maria, Gottesgebärerin!
Durch dich ist uns unaussprechliche Gnade
zuteil geworden!
Durch dich ist uns aufgegangen
das wahre Licht,
Jesus Christus, unser Herr!
Durch dich haben wir den erhalten,
der Tod und Hölle besiegt hat!
Durch dich sind wir alle gerettet worden!
Von allen,
denen dein Sohn das Heil erworben hat,
sei deshalb gepriesen immerdar! Amen.

*Cyrill von Alexandrien*

---

**Katholiken und Sozialisten**

Es klingt fast sensationell, ist aber wahr: In der Katholischen Akademie von München ist es zu einem zweitägigen ernsten und offenen Gespräch zwischen führenden Katholiken und führenden Sozialisten gekommen. Es ging um das Verhältnis von Christentum und demokratischem Sozialismus. Theologen und katholische Politiker wie Prof. Dr. Gundlach S.J., der Historiker Prof. Dr. von Pölnitz, Minister a.D. Prof. Dr. Süsterhenn legten die katholischen Grundauffassungen von Kultur- und Sozialpolitik dar.

Eine weltanschauungsfreie Partei, wie sie der Sozialismus fordere, sei undenkbar. Die entscheidende Frage der Katholiken an den Sozialismus sei, ob er für eine religiös begründete Kultur eintrete oder nicht. Ein Christ könne an dem Naturrecht nicht vorbei.

Sozialistische Redner wie Prof. Carlo Schmid und Dr. Arndt u. a. rückten von der Idee des alten Klassenkampfes und der früheren feindlichen Stellung des Sozialismus zur Religion ausdrücklich ab. Sie betonten den Vorrang der kulturellen Forderungen vor den wirtschaftlichen. Der Sozialismus wolle kein Religionsersatz mehr sein. Aber von einem praktischen Liberalismus konnten sich die Redner nicht lösen, zumal nicht, als man auf Elternrecht und Schulfreiheit zu sprechen kam. Hier blieben die Fronten starr. Aber es war ein erstes und zu ernstem Nachdenken zwingendes, gutes Gespräch.

# Die Stimme des Papstes

## Seid Licht des Friedens! Die Osterbotschaft Papst Pius' XII.

**Getrieben von brennendem Durst nach überirdischem Licht seid ihr, geliebte Söhne und Töchter Roms und des Erdkreises, persönlich oder im Geiste an dieser Stätte zusammen geströmt, wo sich mit dieser liturgischen Feier der Glanz der Auferstehung lebendiger zu erneuern scheint, um aus Christus, dem Quell der Wahrheit und des Lebens, die erquickende Flut seiner Gnaden zu schöpfen. Christus ist es ja, der nach Überwindung der Finsternisse des Todes wie ein helles Gestirn aufleuchtet über der gesamten Menschheit . . .**

**Mit allen Kräften die feste Wiederherstellung des gerechten Friedens zu fördern, rief Papst Pius XII. am Ostersonntag in seiner traditionellen Osterbotschaft die gesamte Christenheit und alle auf, die ehrlich den Frieden lieben. Der Papst hielt die Botschaft um 12 Uhr von der äußeren Loggia der Vatikanischen Basilika, vor der sich auf dem Petersplatz über 400 000 Pilger und Gläubige eingefunden hatten. Nach der von Rundfunk und Fernsehen übertragenen Ansprache schloß er Grußworte an die Pilger in verschiedenen Sprachen an. Der feierliche österliche Segen "Urbi et orbi", für die Stadt Rom und den ganzen Erdkreis, beendete die Feierlichkeiten. Wir bringen die Osterbotschaft bis auf wenige Kürzungen im Wortlaut:**

**Das Wunder der Auferstehung**

Immerwährender Lichtspender ist das christliche Osterfest seit jenem glücklichen Morgen, der, durch lange Jahrhunderte verkündet und erwartet, die Nacht des Leidens sich wandeln sah in einen Tag strahlender Freude. Da Christus nach Sprengung der Todesbande als siegreicher König zu neuem und glorreichem Leben aus dem Grabe auferstand und das Menschengeschlecht von der Finsternis der Irrungen und von den Fesseln der Sünde befreite. Seit diesem Tage der Herrlichkeit sind Herzen und Völker unaufhörlich zu dem geeilt, der in seiner Auferstehung mit göttlichem Siegel die Wahrheit seines Wortes bestätigt hat:

"Ich bin das Licht der Welt; wer mir nachfolgt, wandelt nicht im Finstern, sondern wird das Licht des Lebens haben."

Von überallher streben dürstend und voll Vertrauen alle zu ihm, die das Licht lieben und daran glauben; jene, die auf ihrer Seele die Angst des Zweifels und der Unsicherheit lasten fühlen; jene die des ewigen Hin- und Herirrens zwischen sich widersprechenden Lehren müde sind; die in den nichtigen Schatten der Welt Verirrten und die von eigener und fremder Schuld Gequälten.

In allen, die Herz und Sinn dem göttlichen Lichte Christi geöffnet haben, erneuerte sich das Wunder der Auferstehung zu neuem Leben. Das Alleluja, das die Kirche heute überall auf Erden singt und in das ihr jubelnd einstimmt, ist das lebendige Zeugnis dafür, daß Christus immer noch das "Licht der Welt" ist und daß er dies sein wird bis zur Vollendung der Zeiten . . .

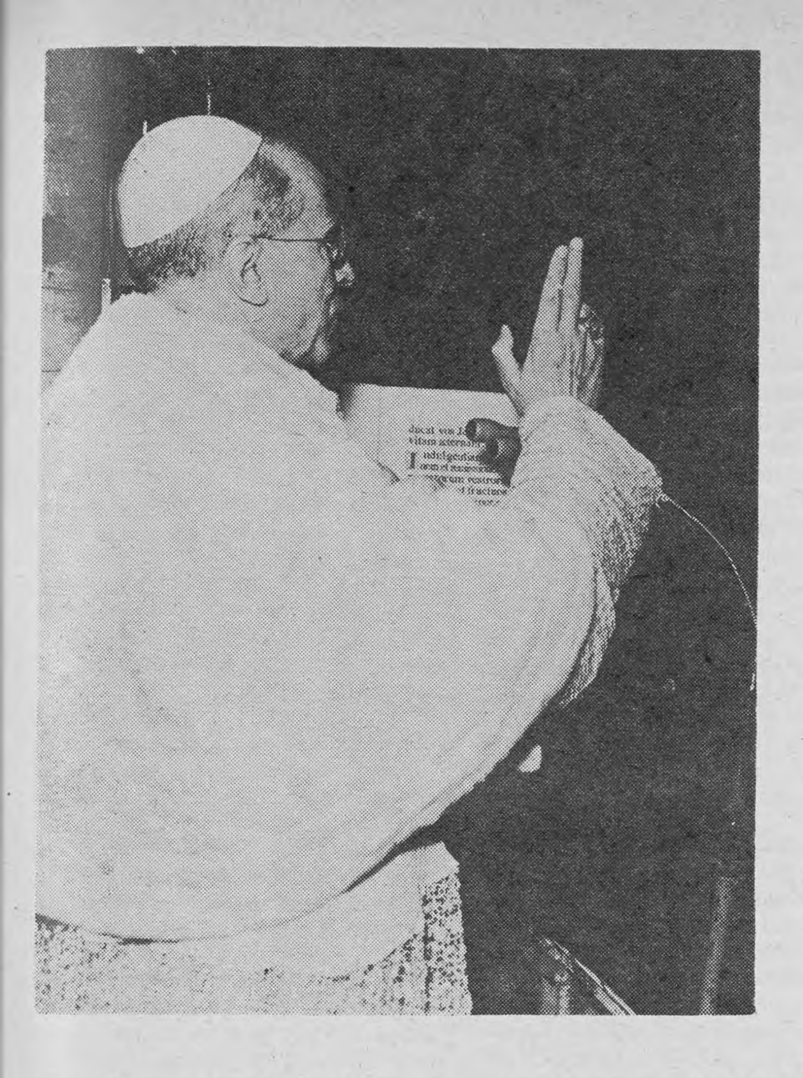
Wie das Licht am Schöpfungsmorgen als erstes Werk hervorging aus der Hand des allmächtigen Ordners der noch gestaltlosen, wüsten und finsteren Welt, so ist in dem Werk der Erlösung das Licht Christi das erste, fruchtbare und unentbehrliche Element der neuen, vom Sohne Gottes wieder eingesetzten Ordnung. Dies bedeutet, daß der Mensch nur durch Christus und in Christus seine persönliche Vollkommenheit erreichen wird . . . Mit einem Wort: durch Christus und von Christus wird der Mensch die Fülle und die Vollkommenheit des Lebens besitzen, noch bevor an den Horizonten der Ewigkeit ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehen.

**Keine Harmonie ohne Christus**

Das gleiche Wort Gottes, das die Schöpfung aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge lenkte, ist Fleisch geworden, um das am Anfang der Zeiten begonnene Werk zur Vollendung zu führen, so daß es keine Wahrheit, Güte, Harmonie und kein Leben geben kann, die nicht ausgingen von Christus, dem Meister und Halt und Vorbild der Menschen.

O wenn diese doch die Wirklichkeit des Wortes Christi anerkennen wollten: "Ich bin das Licht der Welt", wenn sie es annehmen würden in seinem ganzen Umfang, der keine Grenzen und Einschränkungen zuläßt, und wenn sie Herz und Sinn seinen göttlichen Ausstrahlungen aussetzen würden: Wieviel Leben, Zufriedenheit und Hoffnung würden dann in diesem unseren Erdentale aufblühen!

Wenn dagegen innere Tragödien die Geister quälen, wenn die Zweifelsucht und innere Leere so viele Herzen verhärten, wenn die Lüge zur Waffe im Kampfe wird, wenn der Haß zwischen den Klassen und zwischen den Völkern aufflammt, wenn Kriege und Aufstände von einem Land zum anderen einander folgen, wenn Verbrechen begangen, Schwache unterdrückt und Unschuldige in Ketten gelegt werden, wenn Gesetze nicht genügen und die Wege des Friedens ungangbar sind — mit einem Wort:



wenn dieses unser Erdental noch von Tränenströmen durchfurcht ist, und das trotz der wunderbaren Dinge, die durch den modernen gelehrten und gebildeten Menschen Wirklichkeit wurden, so ist dies ein Zeichen, daß irgend etwas dem erkennenden und befruchtenden Lichte Gottes entzogen ist.

*Der Glanz der Auferstehung möge darum eine Einladung an die Menschheit sein, die Welt und alles, was sie in sich schließt, wieder in das belebende Licht Christi zu stellen und sie nach seinen Lehren und Absichten zu formen: Leib und Seele, Völker und Kulturen, ihre Ordnung, ihre Gesetze und Pläne. Sie davon abzuhalten, soll weder dem unsinnigen Stolz gelingen noch der törichten Furcht, daß ein Eingehen auf die Gedanken Christi die Freiheit oder die Selbständigkeit des Tuns beeinträchtige.*

Gott, der von Anfang an den Menschen geboten hat, sich die Erde untertan zu machen und auf ihr zu arbeiten, zieht sein Wort nicht zurück. Er denkt nicht daran, sich an die Stelle des Menschen zu setzen — wohl aber daran, ihn zu führen und zu stützen, damit sich seine Absichten vollkommen erfüllen.

*Aber wo werden die Menschen dem Lichte Christi wirklich und mit Sicherheit begegnen? Durch welche sichtbare Vermittlung wird es Leuchte für die sterblichen Augen, praktische Richtschnur des Handelns und unmittelbare Fruchtbarkeit des Wirkens?*

Ihr, geliebte Söhne, wißt es: Verwalterin des Lichtes Christi ist die von ihm gegründete und mit dem Beistand ausgestattete Kirche. Sie ist deshalb im wahren Sinne "Licht vom Licht", sichtbare und dauernde Wirklichkeit, zugleich menschlich und göttlich und ewig. Dieser "Stadt auf dem Berge" hat Christus "das sehr zuverlässige Prophetenwort anvertraut, und ihr tut gut, wenn ihr euch daran haltet wie an eine Fackel, die an dunklem Orte scheint."

Heftet also eure Blicke darauf mit der Lauterkeit und dem weisen Urteil der Kinder des Lichtes und nicht mit dem ungesunden Gefallen der Kinder der Finsternis, die sich zu ihrem Schaden lieber bei den fast unvermeidlichen Schatten aufhalten, die jede Wirklichkeit begleiten. Der Schatten des Menschen löscht das Licht Gottes nich nur nicht aus, er hebt es noch klarer hervor.

Ein von Gott auf Erden angezündetes Licht ist die aufmerksame Wachsamkeit der Kirche über die Lehrmeinungen, ihre Ausdauer in der Verbreitung und Verteidigung der Wahrheit, ihre nicht eilfertige Klugheit gegenüber Neuerungen und Umwälzungen, die Unparteilichkeit in den Streitigkeiten zwischen Klassen und Nationen, die Unbeugsamkeit in der Wahrung der Rechte jedes einzelnen, die Unerschrockenheit gegenüber den Feinden Gottes und der Gesellschaft.

**Die Kirche und die Menschen**

Jeder von euch frage sich, wie stünde es heutzutage um die Welt, wenn soviel Licht gefehlt hätte? Könnte sie sich vielleicht dieser Summe materieller und sittlicher Errungenschaften rühmen, die mit dem Namen Kultur bezeichnet werden? Wäre in den Gewissen der so weit verbreitete Sinn für Gerechtigkeit, für wahre Freiheit, für Verantwortlichkeit noch lebendig, der den größten Teil der Völker und Regierungen beseelt? Was soll man weiterhin sagen von dem Bewußtsein um die Einheit der Menschenfamilie, das sich in tröstlichem Fortschritt befindet, in den Gedanken wie in deren konkreten Verwirklichungen? Wer außer Christus, kann in einem einzigen Herzschlag der Brüderlichkeit Menschen zusammenbringen und verschmelzen, die so verschieden sind nach Abstammung, Sprache und Gebräuchen, wie ihr alle es seid, die ihr Uns anhört, während Wir zu euch

sprechen in seinem Namen und kraft seiner Autorität?

Er ist wahrhaft derjenige, der nach Überwindung der Finsternis des Todes wie ein helles Gestirn aufstrahlt über der ganzen Menschheit.

**Unser Friedenswille**

In ganz besonderer Weise strahlt Christus über der unermeßlichen Familie der Gläubigen auf, über euch, die ihr euch des Namens Christi rühmt . . . Zu den Scharen, die ihn umgaben, sagte er: "Ihr seid das Licht der Welt." Eine solche Gleichheit der Sendung, die von Christus auf seine Gefolgsleute übergeht, begründet einen erhabenen Ehrentitel, legt aber auch schwere Verantwortung auf: "So leuchte euer Licht vor den Menschen", fügte er hinzu, "damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater verherrlichen, der im Himmel ist."

*Welches gute Werk, das für die Welt nützlicher wäre, kann gegenwärtig von der gesamten Christenheit getan werden, als mit allen Kräften die feste Wiederherstellung des gerechten Friedens zu fördern? Die einzelnen und die Völker, Nationen und Staaten, Institutionen und Gruppen sind vom König des Friedens eingeladen, mit Vertrauen auf dieses schwierige und notwendige Werk der Verherrlichung Gottes zu dringen.*

Dafür muß sich einsetzen der ganze überwältigende Vorrat an Intelligenz, an Klugheit und, wenn nötig, an fester Entschlossenheit, worüber die christliche Welt verfügt, unterstützt von all den anderen, die ehrlich den Frieden lieben.

Die Lauterkeit des Friedenswillens, die Bereitschaft aller Vernünftigen, Verzichte zu leisten, die er verlangt, die Redlichkeit bei der Behandlung seiner Probleme müßten natürlicherweise die Schatten des Mißtrauens zerstreuen. Aber wenn dies — was Gott verhüten möge — nicht zutreffen sollte, wüßte man endlich, wem die Verantwortlichkeit für die gegenwärtigen Unstimmigkeiten zuzuschreiben ist.

*Seid deshalb Licht des Friedens in dieser verdunkelten Welt, und Gott wird mit euch sein, was immer auch kommen mag!*

Dies ist, geliebte Söhne und Töchter Roms, Italiens und des katholischen Erdkreises, die Botschaft, die das heutige Osterfest euch bringt. . . .

# St. Klara, Partronin des Fernsehens

Die heilige Klara ist also jetzt die Patronin des Fernsehens. Die Ritenkongregation erließ das Dekret am 14. Februar 1958, und die katholische Welt gab ihr freudig ihren Beifall. Es ist möglich, daß der eine oder andere sich darüber wundert, was wohl diese milde Heilige des Mittelalters mit dem Fernsehen zu tun hat, diesem Kulturgerät unserer modernen Zeit, das sowohl dem Guten als auch dem Bösen dienen kann. Denn dieses kleine "Fenster" kann alles ausstrahlen, alle "Dinge der Welt", Theater, Kino, Nachrichten, alles, was der Tag bringt. Und all das ist nun dem Patronat einer bescheidenen Heiligen anvertraut, die sich auszeichnete durch ihre Einfachheit, ihre Reinheit, ,ihre heroische Armut ihre einzigartige Mystik.

Versetzen wir uns ins Jahr 1252. Es ist Heilige Nacht, die letzte, die Schwester Klara auf Erden verlebte. In der winzigen Schlafzelle von San Damiano ist die Heilige, die seit langer Zeit krank lag, ganz allein. Ihre geistlichen Töchter sind in die Kapelle gegangen, um zu beten. Und nun begibt sich etwas Wunderbares. Am besten gibt man es mit den Worten des Thomas von Celano wieder, eines ihrer Zeitgenossen: "In jener Weihnachtsstunde, als die Welt mit den Engeln jubelte über das neugeborene Kindlein, begaben sich alle Schwestern zur Matutin ins Oratorium und ließen die Mutter allein, die wegen ihrer Krankheit verhindert war, teilzunehmen. Nachdem sie über das göttliche Kind nachgedacht hatte und recht beklagte, daß sie nicht auch am Lobgesang teilnehmen konnte, sagte sie flüsternd: 'Herre Gott, siehst Du, nun muß ich ganz allein hier liegen um Deinetwillen.' Da ertönten an ihr Ohr plötzlich jene wunderbaren Melodien aus der Kirche des heiligen Franziskus: Sie hörte die Brüder psalmodieren. Mit Jubel folgte sie den Gesängen und nahm sogar die Stimmen der Instrumente wahr. Der Ort lag durchaus nicht so nahe, daß ihn das menschliche Ohr hätte erreichen können, wenn nicht der Schall auf übernatürliche Weise verstärkt worden wäre oder wenn nicht auch gleicherweise das menschliche Hörvermögen erweitert worden wäre. Ja, noch mehr, dieses wunderbare Hören wurde noch überboten; sie wurde gewürdigt, sogar die Krippe des Herrn zu sehen. Als am Morgen ihre Töchter zu ihr kamen, sagte die heilige Klara: 'Gepriesen sei der Herr Jesus Christus, der, wenn auch ihr mich verlassen habt, mich nicht im Stich ließ. Ich habe wirklich aus Gnade alle Zeremonien gehört, die in der Kirche von S. Francesco heute nacht gefeiert wurden.' "

Diesen Bericht haben zwei Schwestern, die ihn aus ihrem eigenen Munde gehört hatten, bald nach ihrem Tode, der am 11. August 1253 erfolgte, beim Heiligsprechungsprozeß ausgesagt.

Vor 700 Jahren also wurde das Fernsehen und -hören schon vorausgenommen in jenem wunderbaren Ereignis von Assisi. Denn die heilige Klara sah und hörte, was sich in etwa zwei Kilometer Entfernung ereignete in jener Kirche, wo der Leib des seraphischen Heiligen ruhte.

Und heute bleibt sie also ganz in dieser Sphäre, wenn die Kirche sie neben den heiligen Gabriel stellt, den "Verkünder" des göttlichen Geheimnisses der Inkarnation und der deshalb auch der all-

gemeine Patron des Rundfunkwesens ist, während sie zur speziellen Patronin des Fernsehens erklärt wurde.

Diese Proklamation ist eine wohlwollende Antwort des Heiligen Stuhles auf die ungeheure Anzahl der Bittschriften, die von allen Seiten der Welt zu diesem Zweck eingereicht worden waren. Seit der Bischof von Assisi diese Anregung durch den Rundfunk verbreitet hatte, anläßlich der Siebenhundertjahrfeier ihres Todes, wurde sie mit Aufmerksamkeit aufgenommen und verbreitete sich in der ganzen Welt. Inständige Bittgesuche wurden eingereicht von seiten der kirchlichen Autoritäten und von Laien, von Privaten und von ganzen Gruppen, von allen sozialen Schichten und Künstlern und Schriftstellern, von Journalisten, von Leitern, Technikern und anderen Fachleuten des Fernsehens. Und heute ist die Freude und Genugtuung ebenso intensive wie es vorher die Bitten waren.

Dies Proklamation zeigt, wie besorgt die Mutter Kirche ist und mit welchem Eifer sie jene außerordentlichen Mittel der "Ausstrahlung" verfolgt. Der Heilige Vater hat darüber gehandelt in seiner Enzyklika "Miranda prosus". Im Hinblick auf das Fernsehen gab er dafür weise Direktiven, "damit es niemals der Verbreitung von Irrtum diene, sondern ein Instrument der Information und Bildung und Umwandlung würde."

Dazu soll die liebliche Heilige von Assisi mithelfen. Im Heiligsprechungsprozeß wird ausgesagt, daß die heilige Klara an ihrem Todestag "wahrhaftig klar ohne Makel, ohne Schatten von Sünde in die Klarheit des ewigen Lichtes" aufgestiegen sei. Möge sie, geistigerweise gegenwärtig, ihrer himmlischen Mission entsprechend, im Fernsehbild zur technischen Klarheit die Gnade der moralischen Klarheit hinzugeben.

*Sr. Gertrudis*

---

**Du darfst nicht lieben, wie du willst. Mußt nach der Rangordnung Gottes lieben. Was, wen du liebst, so wirst du.** S. Brunn

# Der Sanfte und der Böse

**Eine Geschichte aus alten Tagen**

**von Reinhold Fritz Grosser**

Zwillingsbrüder waren sie und armer Leute Kinder. Die Armut war auch das einzige, an der sie in ihrer Jugend gemeinsam trugen. In ihrem Äußeren und in ihrem Charakter waren sie so verschieden, wie es Brüder nicht selten sind. Das trat um so sichtbarer hervor, je älter sie wurden.

Vlasta war groß und stark und hielt viel auf gutes Essen und Trinken. Er hatte einen dichten Haarschopf, wilde Worte und war immer darauf bedacht, auf eine möglichst bequeme Weise auf die Sonnenseite des Lebens zu gelangen. Er hatte Bolislawa, die Witwe des Dorfwirtes, geheiratet, die zehn Jahre älter war als er.

Jarosin war von schmächtiger Gestalt. Sein sanftes Gesicht verriet die stille, ruhige Gemütsart, sein offener Blick das aufrichtigste Herz. Er begnügte sich mit dem, was er besaß, war bescheiden und sehr sparsam und fleißig. Ein armes Mädchen mit Namen Kathinka machte er zu seiner Frau, just zur selben Zeit, da Vlasta des Dorfwirtes Witwe heimführte.

Nach einigen Jahren lärmten in der Hütte, in der Jarosin vom frühen Morgen an werkte und schaffte, in der Tat bereits mehrere Kinder. Doch dazwischen vernahm man das fröhliche Pfeifen des Vaters und den hellen Gesang der Mutter, und am Abend gar, vor der Haustür, wirbelten die Klänge einer Ziehharmonika so lustig durcheinander, daß die Kinder sich bei der Hand faßten und anfingen sich im Kreise zu drehen.

In der nahen Schenke ging es nicht minder geräuschvoll zu. Aber es war ein anderer Lärm, ein Lärm, der dem Ohr wehtat. Rauhe Männerstimmen drangen heraus und unflätige Lieder Betrunkener, und oft mußte der Dorfpolizist herbeigerufen werden, um Streit und Zank zu schlichten und die Ruhe wiederherzustellen.

Aber eines Tages war es still in der Schenke. Die Wirtin saß trübsinnig auf der Fensterbank, Vlasta lehnte am Tisch und malte aus Langeweile Figuren in den Staub. der fingerdick auf der Platte lag.

"Keinen Tropfen zum Ausschenken, keinen Bissen zum Verkauf und kein Geld mehr im Hause, um etwas anzuschaffen, und nirgends Kredit", grollte die Frau. "Als mein Seliger starb, stand das Geschäft in Blüte wie ein Apfelbaum im Frühjahr. Im Kasten klimperten die Zloty. Hätte ich doch einen älteren Mann genommen, dann wär' es heute besser um mich bestellt!"

"Wir haben Mißernten gehabt", rechtfertigte sich Vlasta, "die Bauern haben kein Geld. Wenn Küche und Keller bis an den Rand gefüllt wären — was nützte es? Keine Seele käme."

Sie machte eine unwillige Handbewegung. "Sie kämen! Der Mensch muß leben und kratzt das letzte Geld zusammen. Uns wäre geholfen. Und wir hätten noch mehr, wenn du nicht all unser Geld verspielt und vertan hättest. Ja, verspielt und vertan . . .!"

"Schweig, Weib!" brauste Vlasta auf.

"Ich schweig nicht mehr, hab's lange getan! Im ganzen Dorf sollen sie es wissen, was du für einer bist — ein Faulenzer, ein Tagedieb, der nur gut leben will, ohne einen Finger zu rühren! Hast es nur auf mein Geld abgesehen —!"

Sein Arme hob sich zum Schlage.

"Daß deine alte Haut platze! Weswegen hätte ich dich denn nehmen sollen, wenn nicht, um es mir wohl sein zu lassen? Deine gewesene Schönheit hat es mir wahrhaftig nicht angetan und deine verblühte Jugend schon lange nicht! So was muß man gegen Vorteile eintauschen und —"

Er schwieg plötzlich und ließ seinen Arm sinken. Auch die

Frau verstummte. Das Heranrollen eines Wagens ließ beide aufhorchen. Beide sahen zum Fenster hinaus. Da hielt der Wagen auch schon vor der Tür.

"Ein Fremder!" rief die Frau. "Ein Gast! Und nichts im Hause! Welche Schande!"

Sie riß schnell das Brusttuch ab und fegte damit über Tische und Stühle. Inzwischen ging Vlasta dem Ankömmling entgegen, wies ihn in die Stube und entfernte sich dann, um Wagen und Pferde zu besorgen. Er hatte keinen Knecht mehr und mußte alles selbst tun. So gut es eben ging, richtete er den Stall her, tränkte die Tiere und warf ihnen einen Arm voll Heu und Stroh hin. Mit dem Fremden mochte nur die Frau verhandeln. Frauen sind listig und wissen in solcher Lage noch immer Rat.

Als er bald darauf in die Stube zurückkehrte, ließ sich der Gast gerade auf den nächsten Stuhl fallen.

"Da bin ich schön angekommen!" rief er gutmütig. "Ein Glück nur, da ich selber versehen bin und mich nicht auf andere verlasse! Wirt, in meinem Wagen befindet sich eine Kiste, die bringst du herein. Und ein Lager für die Nacht werde ich ja wohl haben können?"

Die Wirtin, die in ihrer Bitterkeit dem Fremden ihre Lage geschildert hatte, bejahte.

"Nun, dann bin ich zufrieden."

Dann erzählte der Fremde, was ihn hergeführt.

"Ich komme von drüben, von Deutschland, in der Landwirtschaft dort mangelt es an Hilfskräften. Ich suche Leute, welche arbeiten können und arbeiten wollen, verpflichte dieses mittels Kontrakt und führe sie zu gegebener Zeit in Trupps über die Grenze, um sie nach Ablauf eines Jahres wieder in die Heimat zurückzuführen."

Während er das sagte, holte der Fremde aus der Kiste Rauchfleisch, gedörrte Fische und Schnaps und lud die Wirtsleute ein, nur tüchtig zuzulangen.

"Zum Danke dafür könnt ihr mir dann sagen, wo ich nicht umsonst anklopfe. Meine Zeit ist knapp, ich muß morgen wieder weiter, spätestens übermorgen. Ich suche, wie gesagt, arbeitswillige Leute, und tauglich für die Feldarbeit müssen sie sein. Die Bedingungen sind gut. Bei freier Kost und Wohnung sichere ich jedem Mann, jeder Frau, umgerechnet einen täglichen Verdienst von je sechs Zloty für die Dauer eines Jahres zu. Kinder können mitgenommen werden, kleinere und größere, läßt sich alles machen. Mit dicken Backen kehrt nach einem Jahr heim, wer dürr ausgezogen."

Die Wirtin hatte mit leuchtenden Augen zugehört. Dem Agent war es nicht entgangen, und er meinte: "So wie es um euch nun einmal steht, wär' es das beste, ihr kämt mit mir."

Vlasta gab es einen ordentlichen Ruck. Arbeiten? Auf dem Feld arbeiten? Nein, das wollte er nicht. Mochten es andere tun, er nicht. Aber Bolislawa ließ nicht locker, sie hatte ihre Gründe und schien noch etwas anderes im Schilde zu führen, und der Fremde malte wieder mit so schönen Worten, daß Vlasta schließlich, wenn auch ungern, einwilligte und den Kontrakt unterschrieb.

Noch am selben Tag führte er den Fremden von Haus zu Haus; nur das des Dorfschulzen ließen sie liegen, und eine kleine saubere Hütte wollte Vlasta umgehen.

"Warum?" fragte der Agent.

"Es möcht umsonst sein, Herr. Mein Bruder Jarosin wohnt darinnen. Er ist ein Patriot, müßt Ihr wissen, und genügsam wie ein Kamel."

"Ich geh' trotzdem hinein."

Vlasta blieb draußen. Es schien ihm nicht ratsam, seinem Bruder unter die Augen zu treten — jetzt, da ihn das Joch der Not selbst schwer drückte. Er hatte sich in den guten Jahren nie um Jarosin gekümmert und, wenn er ihm begegnet war, nur Hohn und Spott für ihn übrig gehabt.

Jarosin hörte auf zu arbeiten und begrüßte den Fremden. Als er vernahm, was man von ihm wollte, legte sich sein Gesicht in graue Falten. "Herr", sagte er endlich, "das Geschäft geht schlecht. Ich bin Töpfer und fertige Geschirr. Mißernten und hohe Abgaben haben die Leute im Dorfe arm gemacht. Wer noch was zu kochen hat, kocht in Scherben. Gern folge ich Euch nicht. Aber ich habe Familie und muß weiter denken . . . Und wenn Ihr mir eine Stunde Zeit laßt zum Überlegen, werde ich wohl ja sagen."

Nach einer Stunde erschien Jarosin wirklich in der Schenke seines Bruders, wo er sich mit dem Fremden verabredet hatte, und sagte zu. "Aber nur ich, Herr, mein Weib bleibt da!"

"Ist wohl zu fein, deine Kathinka?" stichelte Vlasta.

"Sie ist nicht kräftig genug für die Feldarbeit. Die Kinder kamen zu früh. Und auch sonst weiß ich sie lieber daheim."

"Und wovon soll sie mit den Rangen ein Jahr lang leben? Von Moos und ungebrannten Scherben?"

"Wir haben noch hundert Zloty im Haus, und ich werde ihr etwas Geld schicken. Der Himmel wird sie hüten!"

"Bist ein Simpel — alleweil ein Simpel! Nimmst erst ein blutjunges Ding zur Frau und jezt läßt du alles fahren. Untreu wird dir deine Kathinka bei der leeren Schüssel und mit der hübschen Larve! Schande wird sie über dich bringen! Weibertreu muß mit der Peitsche erhalten werden. Oder weißt du das nicht? Bist mit dem

Die Wahrheit,
die unsere Zeit auf der ganzen Linie zumeist angeht;
ist die,
dass man ohne die ewigen Bindungen
nicht nur die Ewigkeit,
sondern auch die Zeitlichkeit verliert.

*Gertrud von Le Fort*

Verstand zu kurz gekommen, und ins Unglück reitest du dich doch noch einmal!" geiferte Vlasta unentwegt.

In der Frühe eines heißen Sommertages rumpelten hohe Leiterwagen zum Dorfe hinaus. Alte, Junge, Kinder, solche, die voll froher Erwartung sangen und sprangen, hockten oben, und solche, welche die Mütter in wollenen Tüchern bargen.

Kathinka lief mit den Kindern noch eine kurze Wegstrecke nebenher und winkte ihrem Manne zu. Vlasta, der sie nicht aus den Augen ließ, lächelte hämisch und rief ihr unaufhörlich so verletzende Worte zu, daß Kathinka, vor Scham errötend, plötzlich zurückblieb und dann umkehrte.

*

Ein Jahr war vergangen, und wieder nahte der Sommer . . .

Kathinka hatte von ihrem Manne nichts gehört. Er wie sie konnten weder lesen noch schreiben. Durch einen, der dieser Kunst einigermaßen mächtig war, hatte sie einmal einen Gruß und etwas Geld von Jarosin erhalten. Das war alles in der langen Zeit, in der sie nur für die Kinder lebte und darbte und noch mehr unter der Trennung von Jarosin litt.

Eines Tages, um die Mittagszeit, jagten die Kinder des Dorfes jauchzend und schreiend die Landstraße hinab. 'Sie kommen! Sie kommen!"

Kathinka nahm ihre Kinder und lief, so schnell sie konnte, den anrumpelnden Leiterwagen entgegen. Sie waren alle wirklich wiedergekommen die Alten und die Jungen, so wie der Fremde es versprochen hatte. Freude des Wiedersehens spiegelte sich auf allen Gesichtern.

Eine noch jugendliche Gestalt sprang von einem Wagen, so behende, daß die Mütze vom Kopfe fiel. Im nächsten Augenblick umarmte Jarosin seine geliebte Frau, umarmte sie wieder und immer wieder, sie und die Kinder. "Nun soll's euch für eine Weile gut gehen", rief er und drückte Kathinka ein prall gefülltes Säckchen mit Silberstücken in die Hand.

"Dank, Jarosin, Dank!" Tränen der Freude liefen über Kathinkas Wangen, während sie ihren Arm um ihren Mann legte. "Ach, wie hab' ich auf dich gewartet, Jarosin, gewartet . . .!" Sie hing sich in seinen Arm und schwenkte mit ihm im Kreis herum.

Und dann kam, was Jarosin erwartet hatte. Kathinka erkundigte sich: "Und wo ist Vlasta mit seiner Frau?"

"Vlasta?" Jarosin blickte ernst. "Vlasta sitzt im Untersuchungsgefängnis und wartet auf sein Urteil. Er hat Bolislawa im Rausch erstochen, als sie im Begriff war, mit einem andern Mann auf und davon zu gehen. Ich hab' es kommen sehen . . ."

"O weh!" sagte Kathinka nur.

Glück im Herzen, traten beide mit den Kindern den Heimweg an.

---



Lasst ab im
Namen des heiligen
☆ Christ ☆
des Friedestifters
von Zank und Zwist ☆
Und gebt dem Hass ☆
der des Teufels ist ☆
den Pass ☆
für Zeit und Ewigkeit
Amen ☆

Heiliger Vater
bewahre sie in deinem
Namen, den du mir
gegeben hast,
auf dass sie eins seien,
so wie wir. —

*Johannes 17:11*

---

**Verletzen wir unsere nichtkatholischen Brüder nicht dadurch, daß wir ihnen sagen, wir bitten Gott darum, daß Er sie erleuchte und bekehre. Fordern wir sie vielmehr auf, mit uns zu beten, daß vollkommene Einheit unter den Christen werde, wie Christus sie will und durch die Mittel, die Er selbst für angebracht halten wird. Sagen wir ihnen das mit wirklicher Liebe. Sagen wir ihnen — nicht nur über die Dächer, sondern über die Berge hinweg — daß wir sie lieben. . .**

**Beten wir, wie wir als Katholiken beten müssen, daß alle, die den Namen Christi tragen, zu der Kirche zurückkehren mögen, die Christus gegründet hat.**

Marius Besson, Bischof von Lausanne, Freiburg und Genf, in einer Predigt zur Weltgebetsoktav 1941.

---

**Bald wird sie ans Kreuz geschlagen, bald muß sie sich in Einöden flüchten, bald ins innerste Heiligtum zurückziehen, aber am Ende wird sie doch siegen — Wer? Die Kirche Christi in ihren besten Gliedern.** M. Sailer

# "Mit dem Leib aufgenommen in den Himmel"

**Gedanken zum Fest Mariä Himmelfahrt**

von P. Mario von Galli S.J.

Für viele Menschen ist die geoffenbarte Wahrheit des Christentums wie eine Safe auf der Bank, in dem man seine Schätze einschließt, oder besser: wie die Schätze selbst, die da wohlverwahrt sind. Je nachdem sie die eine oder andere Wahrheit gebrauchen, holen sie diese hervor. Die übrigen Wahrheiten kennen sie wohl, aber weil sie keinen praktischen Zusammenhang mit ihrem Leben sehen, lassen sie sie friedlich im Stahlschrank liegen. Sie zweifeln nicht an diesen Wahrheiten, sie haben keine sonderlichen Schwierigkeiten gegen sie vorzubringen; aber sie haben sich auch nie mit ihnen auseinandergesetzt, sie haben sich nie gefragt, ob diese Wahrheiten ihnen für ihr tägliches Leben etwas zu sagen hätten. Vielleicht, denken sie, komme ich einmal in eine Lebenslage, in der mir diese oder jene Wahrheit "wichtig" wird, vor der ich versagen würde ohne sie, dann will ich sie hervorholen; aber jetzt weiß ich nichts damit anzufangen, darum lasse ich sie wohlversorgt beim allgemeinen Schatz dessen, was ich glaube, liegen. Bedenklich an einer solchen Haltung ist dieses: Wenn ich so manche Wahrheit meines Glaubens zwar glaube, aber nie überdacht habe, wie sie mit dem Leben in Verbindung steht, werde ich vielleicht gerade in jener Situation, in der ich ihrer dringend bedürfte, gar nicht bemerken, daß ich hier einen Schatz habe, der mir helfen könnte. Ich werde gar nicht auf den Gedanken kommen, diesen Schlüssel in dieses Schloß zu stecken, da ich der Meinung bin, er sperrt sowieso nie.



Um eine solche Wahrheit handelt es sich nun, will mir scheinen, gerade bei dem letzten Dogma, das die Kirche definiert hat: bei der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel. Man hat viel Tinte fließen lassen über diese

Frage, ob es nicht ungeschickt war, gegenüber den Protestanten, mit denen man gerade jetzt bei uns anfing, in ein Gespräch zu kommen, diese Wahrheit so hervorzuheben. Man hat sehr viel darüber geschrieben, wie dieses Dogma in der Hl. Schrift und in der Tradition enthalten sei. Man hat auch ganz allgemein in dieser Dogmatisierung eine Aufforderung gesehen, Maria noch inniger zu verehren. Das alles war gut und recht. Aber darüber haben sich nur wenige Gedanken gemacht, was es nun eigentlich heißt: "Mit dem Leib in den Himmel aufgenommen", und ob nicht gerade das für unsere heutige Situation von großer Bedeutung wäre, eben vielleicht ein Schlüssel, der sperrt. So hat man eigentlich mehr von den Nebensätzen geredet — den Hauptsatz aber nur nebenbei erwähnt.

*Auferstehung des Fleisches*

Der Hauptsatz aber weist uns wieder nachdrücklich auf eine Wahrheit des apostolischen Glaubensbekenntnisses hin: nämlich die "Auferstehung des Fleisches". Heute reden wir mit großem Nachdruck von der Unsterblichkeit der Seele. Ja, wir trösten uns, daß die Seelen der Abgeschiedenen, nachdem sie von ihren Sündenresten befreit sind, bereits das Angesicht Gottes schauen und damit unbeschreiblich glücklich sind. Daß ihr Leib von ihnen genommen ist, darüber suchen wir uns hinwegzuhelfen. "Was wir bergen in den Särgen, ist der Erde Kleid. Was wir lieben, ist geblieben, bleibt in Ewigkeit." So schreiben wir etwa auf die Grabsteine. Also wäre der Leib nur ein Kleid, das man ablegen kann, wenn es warm genug ist und die Schicklichkeit nicht verletzt wird. Auch die Theologen reden oft so, als sei die "Auferstehung des Fleisches" eben eine "Zutat" zu der Seele Seligkeit, aber nicht eine christliche Grundwahrheit. Ganz anders aber lehrte der heilige Paulus, der die Auferstehung der Toten zu den "Anfangsgründen der Lehre über Christus" zählte und den "Grundwahrheiten" beigesellte (Heb. 6, 1). Ja, er sagt: "Gäbe es keine Auferstehung der Toten, so wäre Christus nicht auferweckt worden — und unser Glaube wäre nichtig und wir erbarmungswürdiger als alle Menschen" (1 Kor. 15, -3-18). Noch schärfer: "Wenn die Toten nicht auferständen, so laßt uns essen und trinken, denn morgen werden wir sterben" (1 Kor. 15, 32).

Infolge unserer heute landläufigen Auffassung aber werden unser Leib und die Welt einzig und allein zum Ort der Prüfung und zum Gegenstand unserer Bewährung. Der Leib ist ein Kerker und die Welt ein Tal der Verbannung. Wer wirklich ein voller Christ sein will, der sehnt sich hinaus aus diesen Beschränkungen der Seele, er ist froh, wenn er entrinnen kann in ein Jenseits der "reinen" Geistigkeit. Das aber steht wieder in argem Gegensatz zur heutigen Auffassung des Leibes und der Welt. Denn die Menschen fühlen sich der Welt und ihrem Leib verbunden; sie fühlen sich da daheim trotz aller Armseligkeit, die das mit sich bringt. Der Christ "zwingt" sich zu einer anderen Haltung, aber es mag ihm nicht recht gelingen, und so wird er unehrlich — vielleicht uneingestandenermaßen. Wenn er "fromm" redet, redet er unwirklich, blutleer. Aber er meint, er müsse so reden. Er meint, er müsse sich einreden, er sei berufen zum Hintersichlassen alles Menschlichen, und den Zwiespalt, den das in ihm hervorruft, nennt er eine traurige Folge der Erbsünde. So entstehen fromme Menschen ohne Freude oder "geistige" Menschen, die wie Gespenster oder blasse Abstraktionen wirken.

*Der Mensch – ein leibliches Wesen*

Die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel korrigiert nun dieses Bild im Sinne des heiligen Paulus doch sehr beträchtlich. Sie erinnert uns daran, daß der Leib nicht nur wie ein Kleid zum Menschen gehört, sondern der Mensch, der ganze Mensch, ein leibliches Wesen ist. Das ist seine Natur, und das wird sie immer bleiben. Auch der gestorbene Mensch, auch der, dessen Seele selig ist bei Gott, ist immer noch mit dieser stofflichen Welt verbunden. Jesus kam nicht, um Seelen aus dieser Welt, die böse ist, herauszufischen, er kam, um seine Schöpfung, und dazu gehören auch die Welt und die Leiber der Menschen, umzugestalten, und das ist ihm gelungen. Dazu stieg er hinab in die Hölle — eine Wahrheit, mit der wir wieder nichts anzufangen wissen —, das heißt in die Mitte dieser dem Tod verfallenen Welt, und gestaltete sie um. Zeichen dafür sind die "entschlafenen Heiligen",

Schluß Seite 13

---

## MARIA TREU

Maria treu
Hilf stets aufs Neu
Die Liebe uns bewahren.
Gib uns Geduld,
Schenk Deine Huld
Uns in der Welt Gefahren.

Maria stark
Vor Dir verbarg
Sich Satans List und Tücke.
Vergiss uns nicht
Sei im Gericht
Zu Deinem Sohn die Brücke.

*Ehrich Hippler*

# Das alte Brechhaus

von Franz Schrönghamer-Heimdal

Die Marbacher haben früher zwei Brechhäuser gehabt, das eine draußen beim Eppenschlager Weg — die Felder dort heißen ja heut noch Brechhausstöß' — und das andere hinterm Dorf beim Hirtenacker.

Heut steht gar keins mehr, weil man halt von dem Flachsbau ganz abgekommen ist. Lieber fretten sich die Leut mit dem abfredigen (fadenscheinigen, nichtsnutzigen) Zeug von den Krämerleuten. Aber was willst machen? Es ist schon, wie's ist.

Von den zwei Brechhäusern hat man allerhand Geschichten gehört, und auch heut soll's noch nicht ganz geheuer sein dort, wiewohl sie schon längst abgebrochen sind.

Ganz arg muß es in dem altem Brechhaus zugegangen sein, und deswegen hat man's auch nicht mehr aufgebaut, wie es einmal abgebrannt ist. Es hat sich ja beim hellichten Tag niemand mehr hineingetraut seit der Geschichte, die den Kohlstattmichl dort passiert ist. Und die Geschichte ist wahr, weil ichs selber miterlebt hab.

Kegelschieben, Kartenspielen und der Kohlstattmichl, die drei sind zusammengewachsen gewesen wie drei Kleeblattl an einem Stiel. Ist sonst ein kreuzbraver Mann gewesen, der Michl, aber helfen hat er sich halt nicht können, wenn ihn der Spielteufel geritten hat. Ich bin auch kein Guter gewesen, wenn ich eine Karten erwischt hab oder wenns in einer Kegelbahn gescheppert hat, aber meine Zeit hab ich gewußt und Maß und Ziel hab ich gekannt. Wenn man am andern Tag wieder rackern und werkeln muß, da gehst halt beizeiten heim und legst dich nieder, aber beim Michl ists ganz aus gewesen. Der ist oft drei, vier Tage am gleichen Fleck gesessen, hat gesoffen und gespielt, und ein Sauglück hat er gehabt, denn gewonnen hat er alleweil.

Es heißt ja nicht umsonst "Sauglück", und warum, das werdet ihr gleich hören. Geh ich mit dem Michel einmal vom Wirtshaus heim in einer stockfinsteren Nacht, und wie wir zum Kreuzweg herkommen, wo wir auseinander müssen, ich nach Marbach und der Michl auf die Kohlstatt, stoßt er mich an und sagt: "Siehst es da, die Mordssau? Du, das wird eine noble Brotzeit."

Richtig läuft vor uns eine Sau her, und der Michl reist ihr nach mit dem langen Messer, wie wenn er sie gleich abstechen wollte. Wie aber die Sau ins alte Brechhaus hineinrumpelt, denk ich mir, auweh, da hats was! Hat man ja schon genug gehört, was das zu bedeuten hat, wenn sich eine Sau um Mitternacht um ein altes Brechhaus herum blicken läßt. Wo käm denn da geschwind eine natürliche Sau her! Ich will von der Sau nichts wissen und schieb gleich ab. Den Michl kann ich nimmer erschreien, der tut der Sau nach ins Brechhaus hinein. Was wirds denn da sein, wie wirds ihm denn gehen? Alleweil muß ich an den Michl denken, auch am anderen Tag noch, wie ich schon in aller Herrgottsfrüh am Roßanger draußen beim Kuhfuttermähen bin. Und alleweil muß ich zum alten Brechhaus hinausschauen, und richtig, grad wie sie in Kreuzberg den Tag anläuten, kommt der Michl aus dem Brechhaus heraus und reist gleich auf mich zu.

"Girgl", schnauft er daher und ist kasweiß im Gesicht wie der Tod, "mit tausend Roß bringen sie mich nicht mehr ins Brechhaus hinein. Jetzt wenn sie nicht den Tag angeläutet hätten, wärs eh mein Tod gewesen. Nicht haben sie mich ausgelassen, die ganze Nacht hab ich mit ihnen spielen müssen. Es sind lauter verstorbene gute Freunde gewesen, die früher auch oft mit uns gespielt haben — aber nennen darf ich keinen, sonst holt mich der Teufel auf der Stell. Das haben sie mir geschworen, einer wie der andere. Und einer wie der andere hat einen Bockfuß gehabt — Brüderl, da graust mir jetzt noch. Aber gewinnen haben sie mich lassen, lauter Golddukaten, schau her, die ganzen Taschen hab ich voll."

Wie aber der Michl die Taschen ausleert, sinds keine Golddukaten, sondern Geißbemmerl und stinkender Saudreck . . . Um das hat er der Sau nachlaufen können ins alte Brechhaus hinein.

"Jetzt", sagt der Michl, "mach ich ein Gelübde. Meiner Lebtag rühr ich keine Karte und keine Kegelkugel mehr an, weil ichs gesehen hab, wie die Geschichten hinausgehen."

Der Michl ist rein wie ausgewechselt gewesen. Ein ganzes Jahr lang hast ihn in keinem Wirtshaus mehr gesehen, vom Kartenspielen und Kegelschieben gar keine Red mehr.

So komm ich nach einer Zeit einmal nach Kreuzberg, an einem Feiertag ist's gewesen, und wie ich dort ins Hochamt gehen will, seh ich den Kohlstattmichl vor der Kirch und einen Schübel Leut um ihn herum.

Der Michl weint wie ein kleines Kind, grad gestoßen hat es ihn, und wie er mich sieht, rumpelt er gleich her und wimmert: "Aus ists, Girgl, aus ists! Ganz gefehlt ist's um mich! Nicht einmal in die Kirche lassen sie mich mehr hinein!"

Mir erbarmt der Michl nicht zum Sagen, weil er halt ein kreuzbraves Manndl gewesen ist, und so nehm ich ihn mir beiseite und frag ihn, was er denn hat.

"Mein Gelübde", sagt er, "was ich dort am Roßanger geschworen, hab ich gebrochen. Gespielt hab ich wieder. Und seitdem kann ich in keine Kirche mehr hinein. Je-

desmal stehen die zwei Schwarzen vor der Tür und stoßen mich weg: Geh zu, du hast da drinnen nichts zu suchen. Du gehörst uns, und holen tun wir dich, wenns uns paßt. Jetzt hab ichs schon überall probiert, in Kirchdorf, in Klingenbrunn und heut in Kreuzberg, und allemal stehen die zwei Schwarzen da und stoßen mich weg."

Mannderl, denk ich mir, wenn die Geschichte schon so weit ist, nachher kann ich dir auch nimmer helfen. Aber da fällt mir ein, daß in Schönberg gerad Mission ist, und die Missionspater haben die Vollmacht, daß sie ein Gelübde umwandeln können. Also pack ich den armen Michel und tu mit ihm pfeilgrad nach Schönberg. Und hinter uns kommt ein Schwarzer drein — ist aber kein höllischer, sondern der Kobrater von Kreuzberg, der auch auf die Mission ist zum aushelfen beim Beichtsitzen.

Dem erzähl ich die ganze Geschicht vom Michel, auch das von der Sau im alten Brechhaus, und so hat der Kobrater den armen Michel gleich zu den Missionspatern geführt. Die haben ihn mitgenommen nach München in ihr Kloster und haben ihm nachher auch um einen guten Posten geschaut in einem christlichen Haus. Nachher hat er auch geheiratet, und seine Kinder sind alle Herrenleute geworden. Ein Sohn von ihm, ein hoher Regierungsrat im Ministerium, hat mich eigens einmal heimgesucht und mich ausgefragt um die Geschichte vom alten Brechhaus, obs denn wirklich wahr ist. Ich habs ihm nicht anders erzählen können, als wie es wirklich gewesen ist.

Der Kohlstattmichl lebt heut noch, aber blind ist er geworden auf seine alten Tag.

Wer weiß, ob das nicht eine Straf ist für seinen Leichtsinn in den jungen Jahren. Was kann man sagen? –

---

**Nur Menschen, die ihr Haupt vor Gott neigen, besitzen die Kraft, der Welt einen wahren, gerechten und dauerhaften Frieden zu schenken.**

Papst Pius XII.

## Allein den Betern . . .

Allein den Betern kann es noch gelingen,
Das Schwert ob unsern Häuptern aufzuhalten
Und diese Welt den richtenden Gewalten
Durch ein geheiligt Leben abzuringen.
Denn Täter werden nie den Himmel zwingen:
Was sie vereinen, wird sich wieder spalten.
Was sie erneuern, über Nacht veralten,
Und was sie stiften, Not und Unheil bringen.
Jetzt ist die Zeit, da sich das Heil verbirgt,
Und Menschenhochmut auf dem Markte feiert,
Indes im Dom die Beter sich verhüllen.
Bis Gott aus unsern Opfern Segen wirkt,
Und in den Tiefen, die kein Aug entschleiert,
Die trocknen Brunnen sich mit Leben füllen.

Reinhold Schneider

---

**Mariä Himmelfahrt** **(Schluß von Seite 11)**

die ihren Grüften entstiegen nach seiner Auferstehung, und die eingingen in die "heilige Stadt", nämlich das himmlische Jerusalem, wie Matthäus berichtet (27, 52 f.). Existenzielles Zeichen dafür ist auch in der Kirche der Stand der Laien, die heiraten, Kinder erzeugen und in die Welt hineinwirken als Christen, das heißt, um zu bezeugen, daß diese ganze Welt des Heils teilhaftig geworden ist, jetzt schon, wenn auch noch nicht sichtbar oder eben nur im Zeichen sichtbar, wobei — wie bei jedem Zeichen — das Bezeichnete enthüllt und verhüllt wird zur gleichen Zeit.

Damit gewinnt unser Verhältnis zu Welt und Leib eine ganz andere Dimension; nicht zwar zu dem, was an ihr beengend und vergänglich und verweslich ist, aber zur Welt und zum Leib, die eine Berufung erhalten zur Vergeistigung; zur Auferweckung in Unvergänglichkeit, in Herrlichkeit, in Kraft, zu einem "Geistleib" (1 Kor. 15, 45). So bleibt der Mensch mitsamt seiner Umwelt, und die Auferstehung von den Toten ist nicht mehr eine "Zutat", die schließlich auch wegbleiben könnte. So wird alles Arbeiten in der Welt in einem "weltlichen" Beruf und auch die Ehe zu einem wirklich christlichen Tun, nicht nur durch Ertragen der Pein und Not, die sie uns auferlegen, und nicht als Konzession an unsere Schwäche, die wir nicht "reine" Geister sein können, sondern als Bezeugung der schon vorhandenen, nur noch nicht sichtbar gewordenen Verwandlung der Welt und des Leibes.

Marias Stellung ist nicht ein Privileg in dem Sinn, als sei ihr der Leib im Himmel gegeben, den andern aber nicht. Sie soll für uns der Typus der Vollerlösten sein, an ihr kann man ablesen, was Erlösung besagt; was bei uns noch im Vollzug ist, aber im nicht mehr aufzuhaltenden Vollzug, das ist bei ihr schon vollendet. Und weil sie, als Mutter des Herrn, in einem nicht nur leiblichen, sondern ebenso geistigen Empfangen uns zeigt, wie sich Erlösung in der Kirche immerdar vollzieht, zeigt sie in der Vollendung, wie sich Erlösung nicht nur im Geist, sondern auch im Leib vollzieht. Schmälert nicht das Werk Jesu Christi, so ruft sie uns zu, die wir meinen nur mit schlechtem Gewissen oder "neben" der Frömmigkeit an der Welt arbeiten zu können oder am Leib des Nächsten. Und damit gibt sie uns wirklich einen Schlüssel für viele Fragen unserer "weltlichen" Zeit. –

# Welt und Kirche

von John Henry Kardinal Newman

Die Welt glaubt an die Ziele der Welt als an die höchsten Güter; sie wünscht, daß die Gesellschaft schlechthin und vollständig um dieser Welt willen regiert wird. Gesetzt, daß sie selbst das kleinste Territorium gewinnen, irgendein flüchtiges Vorhaben durchsetzen könnte um den Preis von hundert Menschenleben und hundert Seelen, so würde sie das für ein gutes Geschäft halten. Was weiß sie von der Hölle? Sie glaubt nicht daran, sie spuckt schon auf ihren Namen und Begriff, verabscheut und verflucht ihn. Weiterhin — was den Teufel betrifft, so glaubt sie auch an ihn nicht. Nun kommen wir zum Fleisch; und hier ist es ein offenes Geheimnis, daß sie, die Welt, es für ziemlich unbedenklich hält, den natürlichen Trieben zu folgen, die — so wird sie vielleicht fortfahren — Gott gegeben hat. Wie könnte es anders sein? Wer hätte je gehört, daß die Welt gegen das Fleisch und den Teufel kämpfte? Was ist dann aber ihr Begriff vom Bösen? "Böse", sagt die Welt, "ist alles, was ein Vergehen gegen mich ist, was meine Hoheit verdunkelt, was meinen Frieden stört. Ordnung, Ruhe, Zufriedenheit des Volkes, Überfluß, Wohlfart, Fortschritt in Kunst und Wissenschaft, Literatur, Verfeinerung, Prunk, das ist mein 'tausendjähriges Reich' oder besser mein Elysium, mein Swerga; ich erkenne kein Ganzes an, keine Individualität außer meiner eigenen; die Einheiten, die mich zusammensetzen, sind nur Teile von mir, sie haben keine Vollkommenheit in sich selbst, kein Ziel außer in mir; in meinem Ruhm liegt ihre Seligkeit beschlossen, und die Entziehung meiner Gunst bedeutet ihre Vernichtung."

Die Kirche blickt und bewegt sich in genau entgegengesetzter Richtung. Sie sieht nicht auf das Ganze, sondern auf die Teile; nicht auf eine Nation, sondern auf die Menschen, die sie bilden; nicht in erster Linie, sondern in zweiter

# Zeitgeist - Heiliger Geist

**Von Pfarrer Carl Theodor Schultz**

**"Paulinus"**

**...Von Zeit zu Zeit bringt jede Zeitung Artikel, wissenschaftliche oder laienhafte, die sich mit der Zukunft unserer Welt beschäftigen. "Die zukünftige Weltbeherrschung", "Atomtod", "Hungertod der Menschheit" — in einer einzigen Nummer fand ich diese Themen. In dem Artikel "Hungertod" suchte wieder einmal einer zu beweisen, daß die Menschheit, falls sie im bisherigen Tempo zunehme, bald den Tag erleben werde, an dem die alte Erde sie nicht mehr ausreichend ernähren könne. Nun wächst nachweisbar genug auf der Erde. Und die offenen Möglichkeiten sind ungeheuer. Wir wissen außerdem, daß Naturkatastrophen den geringsten Schaden anrichten. Das wirklich Verheerende, das Unheil über Unheil bringt, ist etwas anderes: Selbstsucht, Haß, Mißtrauen, Ungerechtigkeit unter den Menschen und Völkern. — Also fehlt es am guten Willen? Bei den Einzel-Menschen und bei den Völkern? — Das wäre schlimm. Dann verdiente unsere Welt das Prädikat "Hoffnungslos"! Aber das stimmt ja gar nicht, daß die meisten Menschen oder ganze Völker grundsätzliche Bösewichter sind. Wer viel mit Menschen zu tun hat, weiß, wie selten ausgesprochen böser Wille ist. Und irgend ein Volk als böswillig zu bezeichnen, das wäre eines der vielen ungerechten Kollektivurteile, unter denen wir Deutsche selbst jahrelang zu leiden hatten.**

## MENSCHENGEIST WOHIN?

**Das Gegenteil stimmt. In jedem Volk werden heute ungeheure Anstrengungen gemacht, um Angst, Drohung, Unheil zu beseitigen und Frieden zu schaffen. Wenn aber das Weltunheil nicht im mangelnden guten Willen liegt, dann kann es nur in falscher Methode und mangelnder Einsicht liegen. Wenn aber das der Grund ist — und er ist es sicher, dann hat die Kirche recht, wenn sie ganz einfach sagt: Dieser Welt fehlt der Heilige Geist!Dieser Welt mangelt die Einsicht, daß Menschengeist nicht genügt, um das Leben zu ordnen. Man hat die Technik als Wegbereiterin eines neuen Paradieses auf Erden begrüßt, und nun ist diese Technik drauf und dran, statt des Paradieses eine Atomhölle zu fabrizieren. Die Techniker konstruieren die Kobaltbombe, und gleichzeitig warnen sie davor in Resolutionen, so, wie jener Kraftmeier in der Wirtschaft schreit: "Haltet mich, sonst passiert etwas!" — Man hat die Menschenrechte verkündet und in "Wohlfahrtsstaaten" praktiziert. Ergebnis: Heute hat die Welt mehr rechtlose Sklaven als in den finstersten Zeiten der Antike. Man hat soziale Gesetze am laufenden Band erlassen, aber die sozialen Gewissen verkümmern lassen. Man hat Maschinen gebaut, die alle dem Menschen helfen sollen. Seitdem spricht man von "Menschenmaterial". Man hat unser Jahrhundert das "Jahrhundert des Kindes" genannt. Ergebnis: Zwei Weltkriege haben die -Jugend Europas zusammengewalzt. So sieht die Welt aus, die den Heiligen Geist für überflüssig hält. Darum die falschen Methoden und die mangelnde Einsicht. Wieviel echter Wille und enthusiastische Hoffnung, die Welt zu verbessern, steckt im Bolschewismus! Wenn er aber meint, mit der Vernichtung jeglicher Religion, mit Terror, Lüge und Grausamkeit die Weltverbesserung erreichen zu können, dann**

fehlt eben die rechte Einsicht. Und wenn die meisten meinen, die Revolutionen der Straße und das Großkapital, diese zwei Gewalten bestimmen auf die Dauer das Antlitz der Erde, dann fehlt die Einsicht! Das Antlitz der Erde bestimmen die Revolutionen des Geistes oder des Ungeistes, der Seele oder Seelenlosigkeit!

## BRENNPUNKTE BESETZEN

Nun gibt's keinen Empörer, keinen Gewaltigen, der die Menschen so sehr von innen heraus gestalten und aus Törichten Kluge, aus Triebmenschen Heilige machen kann, als Christus. Hat unsere Welt irgend etwas dringender nötig als die Bergpredigt? Das Kapital des Heiligen Geistes, das er uns anvertrauen will? Schreit unsere Welt nicht nach Menschen und Völkern, die nach dem Geiste Gottes in Gerechtigkeit, Wahrheit und Liebe ihr Leben leben wollen?? Menschen und Völker, die ihre Ansprüche zurückschrauben auf das Maß der Friedfertigkeit? Die sich der Gnade öffnen? Soll ich es mit einem Satz sagen, was die Welt braucht? Christen braucht sie! In rauhen Menschen! Nicht in verlorenen Winkeln der Bedeutungslosigkeit, sondern in den Brennpunkten der Welt.

Alle Völker schreien: Wir wollen Frieden! Was meinen wir damit? Daß abgerüstet wird und die Atombomben ins Museum kommen. Daß alle Arbeit haben und keiner zuviel. Daß alle verdienen und keiner zu wenig. Daß wir alle Tage unser Vergnügen haben und — daß alles immer so bleibt. — Sind wir wirklich so naiv, zu glauben, dieser Schlaraffentraum sei möglich? Bitte, fall nicht um, wenn ich dir sage, daß dieser Traum durchaus zu verwirklichen wäre, wenn — ja, wenn die Gier nicht so groß, die Süchte nicht so hemmungslos, die Verantwortung nicht so gering, die Bereicherung auf Kosten des Schwächeren und das Prassen auf Kosten der Dummen und die Ausnützung der Macht nicht so gewissenlos — mit einem Wort — wenn die Innenverfassung des heutigen Durchschnittsmenschen nicht so erbärmlich wäre! — Eindringlich hat Christus von dem Frieden gesprochen, "den die Welt nicht geben kann". Nur Gott. Denen nämlich, die durch seinen Geist zur rechten Einsicht gekommen sind. In heiliger Furcht vor Gottes Vergeltung. In der festen Hoffnung auf sein Reich. In der kindlichen Hoffnung zu ihm und zu allem Geschöpf. In der Treue zu seinem Gebot. Der Friede bleibt zuverlässig! Man kann die UN immer wirksamer organisieren. Man kann Armeen auf immer neuen Stand der Technik bringen. Man kann das Wirtschaftspotential steigern. Man kann immer "segensreichere" Gesetze erlassen. Den Frieden aber kann man nicht machen. Nicht organisieren. Auch der Vatikan kann das nicht. Der Friede des Reiches Gottes, der zuverlässige, bleibende ist die Erleuchtung der Herzen! Denn in die Menschenherzen hinein kann kein Befehl, keine Gewalt, keine Parole sich Zugang verschaffen. Das kann nur die Gnade. Die aber will erbetet und verdient sein. Es ist das schlimmste Versäumnis unserer Zeit: Sie hat vergessen, daß die Schöpfung ohne den Heiligen Geist, ohne die Gnade ihre eigentlichen Geheimnisse verschweigt und dem Menschn alles, was er beginnt, unter den Händen zerrinnen läßt.

## PFINGSTLICHE MAHNUNG

Ein Gleichnis unserer Welt fand ich beim Propheten Baruch (3. Kap.); dort, wo er von den "Riesen" spricht, den "Kriegskundigen". Von ihnen sagt er: "Sie fanden den Weg der Erkenntnis nicht. Darum kamen sie um. Weil sie keine Einsicht hatten, gingen sie an ihrer Torheit zugrunde." — Wir sind die

Linie auf die Gesellschaft, und in erster Linie auf die Einzelwesen; sie dringt hinter der äußeren Handlung hinein in den Gedanken, den Beweggrund, die Absicht und den Willen; sie blickt nicht jenseits der Welt, entdeckt den Teufel und rückt gegen ihn vor, der dahinter auf der Lauer liegt. Sie hat also einen Feind vor Augen; ja sie hat sogar ein Schlachtfeld, für das die weite Welt blind ist; ihr eigenes Schlachtfeld ist das Herz des einzelnen Menschen, und ihr wirklicher Feind ist Satan. Sie schaut auf die Seelen, für die Christus starb und die ihr anvertraut wurden; und ihr ganzes Ziel, dem alles geopfert wird — äußerer Schein, Ansehen, weltlicher Triumph —, ist es, sich dieser furchtbaren Verantwortung zu entledigen. Ihre einzige Pflicht ist es, die Auserwählten der Seligkeit zuzuführen und sie so zahlreich zu machen, wie sie kann: Hindernisse aus ihrem Wege zu räumen, sie vor der Sünde zu warnen, sie vom Bösen zu erretten, sie zu bekehren, zu lehren, zu nähren, zu beschützen und zu vervollkommnen. O zärtlichst liebende Mutter, böswillig beurteilt von der Welt, die meint, sie kümmere sich, wie sie selbst, stets um den Erfolg; im Gegenteil, es ist ihr durchdringender Blick für geistliche Dinge und ihre Liebe zur Seele, die sie in ihrem Handeln und in ihren Maßregeln behindert auf dieser harten, kalten Erde, die ihr Aufenthaltsort ist. Wie leicht würde ihr Weg sein, zumindest eine Zeitlang, könnte sie diesen oder jenen Glaubenspunkt aufgeben oder zu irgendeiner Neuerung oder Regelwidrigkeit in der Verwaltung der Sakramente ein Auge zudrücken! Wieviel hätte Gregor von Rußland erreicht, hätte er die unierten Griechen preisgeben können! Wie sicher wäre Pius auf seinem Thron gewesen, hätte er es sich erlauben können, auf seine Untertanen zu schießen!

Es ist dieses übernatürliche Sehnen und übernatürliche Streben, das in den Augen der Welt die Torheit und die Schwäche der Kirche ausmacht und das ihr Scheitern sein würde, wäre nicht die Vorsehung Gottes. Die Kirche vernachlässigt alles im Vergleich zur unsterblichen Seele. Sie betrachtet

**Riesen. Riesen der Organisation und des kaufmännischen Kalküls. Riesen technischer Weltbezwingung. Und — schaffen ins Leere. Einsicht aus dem Gottesgeist heraus — wer rechnet noch damit? Wie uninteressiert sind die Massen an religiösen Fragen! Wie unbeteiligt an christlicher Weltgestaltung die Menge derer, die sich Christen nennen! Gnade — die sieben Gaben des Heiligen Geistes — Fremdsprache! Unverständlich dem heutigen Menschen. Wundern wir uns, wenn unsere Welt eine Welt immer größerer Torheiten wird? Wann werden wir begreifen? Wahre Weisheit ist lieber töricht als schlecht! Und alles Törichte auf Seiten Gottes ist gescheiter als alle menschliche Gescheitheit. Das sollten wir einsehen und die vorwurfsvolle Mahnung des heiligen Paulus begreifen: "Löscht den Geist nicht aus!" –**

---

## O KOMM NUN!

Komm, Du leidvoller Seelen mildester Tröster
in dunklen Tagen
und Helfer in drängender Not!
Komm, der Du rein machst von Frevel
und von Wunden heil.
Komm, Du der Gebrechlichen Kraft
und Aufrichter derer, so niedergesunken.
Komm, der lehrt, die demütigen Herzens sind,
und die Stolzen vernichtet.
Komm, der Waisen milder Vater
und der liebreich Recht schafft den Witwen.
Komm, Hoffnung der Armen Du
und aller Ermattenden Labe.
Komm, Du Gestirn auf hoher Fahrt
und der Untergehenden rettende Bucht.
Komm, aller Lebendigen erlesene Schönheit Du
und aller Sterbenden einziges Heil.
KOMM, HEILIGER GEIST
Komm, erbarme Dich mein,
bereite mich Dir,
milde neige Dich mir
und durch Deine Hulden gnädige Fülle gib,
dass meine Dürftigkeit Dir, Du Grosser
und meine Schwachheit Dir, o Stärke
gefällig sei
durch Jesus Christus, meinen Erlöser,
der mit dem Vater in Deiner Einheit Kraft
lebt und herrscht
von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

*Anselm von Canterbury*

die Welt und alles, was in ihr ist, als Staub und Asche, verglichen mit ihrem Wert.

Gut und Böse sind für sie nicht Schatten, die über das Antlitz der Gesellschaft gleiten, sondern lebendige Kräfte, die aus den Tiefen des Herzens entspringen. Handlungen sind in ihren Augen nicht nur äußere Taten und Worte, ausgeführt von Hand oder Zunge und sich bekundend durch Wirkungen über ein weiteres oder näheres Einflußgebiet, je nachdem; sondern sie sind die Gedanken, Wünsche, Absichten des einzelnen verantwortlichen Geistes. Sie kennt Raum und Zeit nur, soweit sie dem Willen untergeordnet sind; sie kennt kein Übel außer der Sünde, und die Sünde ist ein persönliches, bewußtes, freiwilliges Etwas; sie kennt kein Gut außer der Gnade, und die Gnade ist wieder etwas Persönliches, Privates, Besonderes, wohnhaft in der Seele des Einzelmenschen. Sie hat einzig und allein *ein* Ziel — das Herz zu läutern; sie ruft ins Gedächtnis, wer es ist, der unsere Gedanken vom äußeren Verbrechen zur inneren Einbildungskraft gewendet hat; der sagte, daß wir, "wenn unsere Gerechtigkeit nicht die der Schriftgelehrten und Pharisäer überträfe, nicht in das Himmelreich eingehen würden."

So ist sie, so wird sie sein; und wenn sie sich auch um die Welt kümmert, so tut sie es auf ihre Weise. Sie hat ihren Auftrag, und sie wird ihn erfüllen, mag sie in Lumpen gehen oder in feiner Wäsche; mit grobem oder verfeinertem Benehmen; sei es durch ungebildete Verstandskräfte oder mit der mit der Würde hoher Bildung. Nicht so, als wäre sie nicht tatsächlich die Quelle zahlreicher zeitlicher und sittlicher Segnungen; die Geschichte der Jahrhunderte beweist es; aber sie gibt kein Versprechen; sie ist gesandt, die Verlorenen zu suchen; das ist ihre erste Aufgabe, und sie wird sie erfüllen, mag kommen, was da will.

---

**Erwidere Haß mit Liebe — und du erhebst nicht bloß dich selbst, sondern auch den, der dich haßt, zu einem höheren Wesen.**

R. W. Trine

# Aus der katholischen Welt

**Wiederaufbau in Costa Rica** – Wenn es auch schwer war, so hat doch der katholische Teil der deutschen Kolonie von San José (Costa Rica) sich nach dem Kriege wieder zusammengefunden. Der Gemeinschaftsgottesdienst an jedem ersten Sonntag des Monats ist sehr gut besucht. Schon im vergangenen Jahre fand an jedem Freitag der Fastenzeit eine Abendandacht mit Predigt statt. Es ist relativ leicht, diejenigen zu erfassen, die im Lande schon lange Zeit ihre zweite Heimat gefunden haben. Aber es ist fast unmöglich, jene zu gewinnen, die nach dem Kriege gekommen sind und infolge ihrer Berufsarbeit nur für einige Jahre bleiben wollen.

**Fortschritt in Genua** – Seit Oktober 1957 kann der deutschsprachige katholische Gottesdienst, der bis dahin alle 14 Tage abgehalten worden war, an jedem Sonn- und Feiertag stattfinden. Gleichzeitig wurde er aus der Kapelle des Barnabitenkollegs in die schöne Kirche San Luca verlegt. Zur Christmette in der Weihnachtsnacht überließ Se. Eminenz der Herr Kardinal den deutschsprachigen Katholiken wiederum seine Privatkapelle und beauftragte den deutschen Seelsorger, die Gemeinde seiner guten Wünsche und seines ganz besonderen Wohlwollens zu versichern.

**Einkehrwoche in Madrid** – Die Einkehrwoche in Madrid hielt in diesem Jahre H. H. Dr. Max Rößler aus Würzburg. Im Vorjahre wurde sie von H. H. Dompräbendar, Dr. Karl Becker, Leiter der katholischen deutschen Rundfunkarbeit, gehalten. — Der Versuch des Madrider deutschen Seelsorgers, die deutschsprechende katholische Gemeinde in Sevilla zu sammeln, zeigte schöne Anfangserfolge. Während sich im Mai v. J. an einem Werktagsmorgen 60 Gläubige zu einem ersten Gottesdienst zusammengefunden hatten, waren es am dritten Adventsonntag 85, von denen viele zum ersten Mal seit langen Jahren wieder in deutscher Sprache beichten konnten. Zu einem Lichtbildervortrag vor der gesamten deutschen Kolonie hatten sich etwa 100 Teilnehmer eingefunden.

**5000 deutsche Missionare** – In Übersee (Vor allem in Asien, Afrika und der Südsee) wirken gegenwärtig insgesamt 5634 deutsche katholische Missionare. Davon sind 1134 Priester, 627 Brüder, 3810 Schwestern sowie 63 Ärzte und sonstige Laienkräfte. Viele Missionare, die in den letzten Jahren aus Rotchina ausgewiesen worden sind, warten noch auf die Einreise in andere Missionsländer (z. B. nach Indien und Indonesien).

**Pius XII.: Auf Lehrerbildung nicht verzichten.** Auf die unbedingte Notwendigkeit einer eindeutig klaren katholischen Lehrerbildung hat Papst Pius XII. beim Adlimina-Besuch des Bischofs von Aachen, Dr. Johannes Pohlschneider, hingewiesen. Der Papst ließ sich von dem Beauftragten der Fuldaer Bischofskonferenz für Familie, Schule und Erziehung über die gegenwärtige kulturelle und insbesondere die schulpolitische Lage in der Bundesrepublick unterrichten. Er unterstrich, wie sehr ihm am Herzen liege, daß das in der gottgegebenen sittlichen Ordnung und auch im Reichskonkordat verankerte Elternrecht beachtet und damit die Möglichkeit einer echt christlichen Erziehung der katholischen Jugend garantiert werde. Bei der Lehrerbildung, betonte Pius XII., gehe es um eine Forderung, auf die weder Elterschaft noch auch die Kirche im Hinblick auf ihre Verantwortung für die katholische Jugend verzichten könne.

**Prediger und Redner des 78. Deutschen Katholikentages.** Die Vorbereitungen für den 78. Deutschen Katholikentag, der vom 13. bis 17. August in Berlin stattfindet, sind soweit gediehen, daß bereits eine Reihe von namhaften Persönlichkeiten und geistlichen Würdenträgern feststeht, die in Pontifikalgottesdiensten predigen oder auf öffentlichen Versammlungen sprechen werden. Unter den geistlichen Würdenträgern befindet sich der Apostolische Nuntius in Deutschland, Erzbischof Dr. Aloysius Muench, der am Schlußtag die Ponttifikalmesse zelebrieren wird. Die Predigt hält der Berliner Bischof Dr. Julius Döpfner. Bei der Pontifikalmesse der Diözesangruppen am Samstag, dem traditionellen "Tag der Begegnung", predigt der Bischof von Hildesheim, Dr. Heinrich Maria Janssen. Die Hauptrede der großen Abschlußkundgebung am Sonntagnachmittag (17. August) hält der Präsident der Bundesanstalt für Materialprüfung (Berlin), Professor Dr. Ing. Max Pfender. Unter den Rednern der vier öffentlichen Versammlungsreihen befinden sich: Professor Dr. Paul Mikat (Würzburg), Dominikaner-Provinzial P. Wunibald Brachthäuser, Professor Dr. Otfried Müller (Erfurt), Professor Dr. Heinz Fleckenstein (Würzburg), Dr. Bengsch, Dr. Anton Böhm (Köln), H. J. Neumann (Halle) und P. Suso Braun OMCap (Insbruck). Bei der Gedenkfeierstunde für die Martyrer im Dritten Reich wird u. a. Prinz von Bourbon-Parma (Frankreich) sprechen, der selbst lange Jahre in deutschen Konzentrationslagern inhaftiert war.

**Einreise in Zone verweigert** – Dem Bischof von Osnabrück, Dr. Helmut Hermann Wittler, ist von der Sowjetzonenregierung die Einreise nach Mecklenburg nicht genehmigt worden. Wie aus einer Veröffentlichung des Amtsblatts hervorgeht, die in allen Kirchen des Bistums verlesen wurde, hatte der Bischof frühzeitig einen Antrag auf Einreise nach Mecklenburg stellen lassen, um dort zu firmen und eine Kirche zu konsekrieren. Die Firmungsreise sollte am 5. Mai beginnen. Zwei Tage zuvor erhielt Bischof Wittler die Mitteilung, daß die Einreise nicht genehmigt sei. Die Bemühungen um die Einreisegenehmigung nach Mecklenburg werden fortgesetzt. Bischof Wittler hat angeordnet, daß in allen heiligen Messen bis zum Ende des Maimonats das Gebet zum Schutz der Gemeinschaft eingefügt wird.

**China – Gefängnis für chinesische Franziskaner** – Der Generalvikar der Diözese Hankow, Odoricus Liu, ist zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt worden. P. Jakobus Wu wurde zu zehn und P. Petrus Alcantara Cheng zu vier Jahren Gefängnis verurteilt. Den drei Geistlichen, die dem Franziskanerorden angehören, wurden "imperialistische reaktionäre Beziehungen" und die "Nichtanerkennung der Patriotischen Kirche" zum Vorwurf gemacht. Aus demselben Grund wurde auch der Laie Anthony Yang zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Wie man in Honkong vermutet, besteht ein Zusammenhang zwischen diesen Verhaftungen und den "Bischofswahlen" durch die patriotischen Katholiken in Hankow. Nach einer Meldung der rotchinesischen Nachrichten-Agentur "Neues China" waren am Sonntag nach Ostern die beiden chinesischen Franziskaner Bernhardin Tung und Markus Yuan zu "Bischöfen" geweiht worden, obwohl der Vatikan die ihm mitgeteilte "Wahl", die von Rom abgefallene Priester durchgeführt hatten, nicht anerkannt hat. Da den jetzt verurteilten Franziskanern "Nichtanerkennung der Patriotischen Kirche" vorgeworfen wird, haben sie sich offensichtlich gegen die "Bischofsweihe" ihrer Ordensbrüder ausgesprochen.

**Antarktis – Kapelle in der Antarktis** – Inmitten des antarktischen Ozeans wird zur Zeit eine kleine katholische Kapelle erbaut, wahrscheinlich die einzige im ganzen Gebiet der Antarktis. Erbauer ist der französische Geistliche Andre Bauge, der als Geistlicher und Arzt an den Forschungsarbeiten einer wissenschaftlichen katholischen Missionsgruppe teilnimmt. Die Kapelle wird auf einer der kleinen Inseln der Kerguseleninseln errichtet, die seit 1892 in französischem Besitz sind. Die benachbarte Pfarrei dieser "Antarktis-Kapelle" befindet sich am Kap der guten Hoffnung, an der Südspitze Südafrikas, rund 1800 Kilometer entfernt.

# Aus unseren Gemeinden

**Kolping – Vancouver** – Unsere Maifeier in der unteren Halle des Alpen Auditoriums, die bis auf den letzten Platz gefüllt war, können wir als guten Erfolg bezeichnen. Die Tanzgruppe unter Leitung von Herbert Gerngroß erntete beim Tanz unterm Maibaum großen Beifall. Gleichfalls trat auch unser Doppelquartett zum erstenmal in die Öffentlichkeit und konnte mit drei schönen Frühlingsliedern zum Gelingen des Abends beitragen. (Weil der Baß aber noch am Vorabend zu wenig Selbstvertrauen zeigte konnte das D. Qu. auf der Exhibition leider nicht auftreten.) Die Stimmung war prima, jeder amüsierte sich köstlich. Wir danken auch besonders unserer Kapelle unter Leitung von Karl Schindler für ihre musikalischen Darbietungen.

Der 18. Mai war für unsere Kolping Familie ein bedeutender Feiertag. Zu Ehren des hl. Josef — Schutzpatron des Kolpingswerkes — hielten wir unsere Betsingmesse. Nach dem Gottesdienst hatten wir im Kolpingssaal unsere Neuaufnahmefeier, bei der Nik. Schneider, Toni Furch, Heinz Prosch und Franz Kleine in unsere Gemeinschaft aufgenommen wurden. Ihnen gilt unser besonderer Willkommensgruß.

Mit Freude begrüßten wir unsere Ehrenmitglieder Joe Otter und Dr. H. F. Liebrecht mit Gattin. Der redegewandte Konsul gab uns schöne, mahnende Worte für unsere Zukunft.

Was lange währte, ward endlich gut. Unser vielbeschäftigter Dr. Sprünken hielt in sehr aufschlußreichen Worten einen Vortrag über den großen deutschen Professor Röntgen und sein Werk.

**Windsor, Ont. – 1952–1958, Sechs arbeitsreiche Jahre** – Über sechs Jahre sind es nun schon, daß Father Halter, unserer Einladung folgend, nach Kanada kam, um in der seelsorglichen Betreuung der deutschen Katholiken in Windsor und Umgebung mitzuarbeiten. Es waren 6 arbeitsreiche — und wir dürfen sagen — auch erfolgreiche Jahre, in denen Father Halter seine vielseitigen Fähigkeiten mit unverwüstlichem Arbeitseifer und unermüdlichem Fleiß in den Dienst unserer wachsenden jungen Pfarrgemeinde stellte. Er scheute keine Mühe und keine Schwierigkeit, kein Gang war ihm zu weit, keine Aufgabe zu schwer, wo es um das Wohl der ihm anvertrauten Seelen ging.

Und so ist es nur zu verständlich, daß wir ihn ungern ziehen lassen. Doch wenn der Bischof einmal verfügt hat, so ist nicht nur nichts daran zu ändern, sondern wir müssen im Willen des Oberhirten auch den Willen Gottes sehen.

Daß ihm, der doch erst seit verhältnismäßig kurzer zeit in der Diözese wirkt, ein so umfangreiches Arbeitsfeld anvertraut wurde, darin sehen wir eine ehrende Anerkennung von seiten der kirchlichen Obrigkeit für seine in unserer Pfarrgemeinde geleistete Arbeit.

Einer der Gründe, daß ihn der Bischof gerade auf diesen Posten berufen hat, dürfte wohl auch der Umstand gewesen sein, daß es in Delhi und in den umliegenden Ortschaften viele deutsche Katholiken und andere europäische Einwanderer gibt, deren Sprachen er versteht.

Unter anderem wurde Father Halter nun auch mit der seelsorglichen Betreuung der deutschen Katholiken in London betraut, um die von hier aus begonnene Arbeit dort weiterzuführen und auszubauen.

Unsere dankbaren Gebete und herzlichen Segenswünsche begleiten Father Halter auf sein neues Arbeitsfeld, mit der Bitte, auch unser in seinem priesterlichen Beten und Opfern nicht zu vergessen.

Der Nachfolger Father Halters, Father Franz Reuser, der bisher Kaplan in Delhi war, ist ein Ordensmann und gehört der Kongregation der Herz-Jesu-Priester an, die ihren Sitz für Kanada im Knabenseminar in Delaware haben. Er stammt aus Holland, spricht aber schon seit seinen Studentenjahren auch deutsch. Wir heißen ihn in der St. Michaelspfarre herzlich willkommen.

**St. Patrick's Toronto** – Am Freitag, dem 23. Mai, starteten wir zu unseren Exerzitien nach Marylake. Unser Aufenthalt dort dauerte bis zum Sonntagabend. Da fast allen der Weg schon bekannt war, verlief die Fahrt ohne Zwischenfälle. Bei unserer Ankunft wurden wir von Vater Leo empfangen. Wir begaben uns sofort auf unsere Zimmer. Zwar verschob sich an diesem Abend unser Stundenplan, wodurch aber das Essen nur noch besser mundete. Danach begann das zur Vertiefung der Exerzitien nötige Schweigen. Um 8:50 Uhr (nachdem wir die Uhr zurückgestellt hatten) hielt unser Exerzitienmeister, Vater Alexius, den ersten Vortrag. Er sprach dabei über die Ablegung guter Exerzitien. Mit Beendigung des Nachtgebetes begab sich jeder auf sein Zimmer.

Am Samstagmorgen wurden wir um 7:15 Uhr von unserem Kapitän Konrad Eldracher durch das Klingelzeichen geweckt.

**Unser Samstagprogramm:**

- 7:45 – Morgengebet
- 8:00 – Heilige Messe, anschließend war das Frühstück und dann Freizeit.
- 9:45 – Vortrag
- 11:00 – Vortrag
- 12:00 – Mittagessen und danach Freizeit
- 2:30 – Heiliger Kreuzweg
- 3:30 – Vortrag über die heilige Beichte
- 4:15 – Beichte
- 5:15 – Die bis jetzt in die "Question Box" eingeworfenen Fragen werden von unserem Exerzitienmeister, Vater Alexius beantwortet.
- 6:00 – Abendessen. Danach besuchten wir gemeinsam das Kloster, wobei die Gelegenheit zum Kauf von Postkarten und allerhand religiösen Sachen gegeben wurde. Vater Leo erläuterte uns dann alles Wissenswerte über Marylake. Nach einem Gebet zur Gottesmutter Maria in der Klosterkapelle gingen wir wieder zurück zum Exerzitienhaus, der "Father Clement Hall".
- 7:00 – Vortrag. Danach beteten wir den Rosenkranz zum Abschluß des Tages.

# Waffensegnung

## Ist es richtig, dass im Kriege die Kirche Waffen gesegnet hat?

Kirchenfeinde, vor allem auch die Zeugen Jehovas, suchen die Kirche als "militaristisch" und kriegshetzerisch zu verdächtigen, indem sie die Behauptung aufstellen, die Kirche habe Waffen, also ausgesprochene Mordwerkzeuge, gesegnet. Die Beschuldigung wird gelegentlich noch durch eigens zurechtgemachte Foto-Montagen unterstützt, auf denen marschierende Soldatenkolonnen mit vorüberfahrenden Panzern und schweren Geschützen von einem Militärpfarrer gesegnet werden.

**Was hat es mit diesen Waffensegnungen auf sich?**

Die Kirche hat den Priestern durch das Weihesakrament die Vollmacht und den Auftrag gegeben, Segensspender zu sein, d. h. auf Menschen und auf Sachen, die den Menschen dienen, Gottes Segen herabzurufen. "Alles, was diese Hände segnen werden, sei gesegnet, und alles, was sie weihen werden, sei geheiligt und geweiht im Namen unseres Herrn Jesus Christus!" So spricht der Bischof bei der Priesterweihe. Im Laufe der Zeit hat die Kirchen ein eigenes Buch mit den von ihr gutgeheißenen Segnungsformeln zusammengestellt, das Rituale Romanum. Darin finden sich weit mehr als 100 Segnungen für die verschiedensten Zwecke (Häuser, Wohnungen, Ställe, Scheunen, Haustiere, Felder, Brücken, Wagen, Autos, Flugzeuge, Nahrungsmittel aller Art usw.), aber ein Formular für einen Waffensegen findet sich nicht darin, schon gar nicht ein von den Kirchengegnern so häufig vorgebrachter Segen über Kanonen und Tanks. Es ist richtig, daß es im Mittelalter Formeln für einen Waffen- und Schwertsegen gab. Waffensegnungen wurden damals vorgenommen z. B. bei der Ritterweihe, bei der Aufnahme in einen Ritterorden, bei der Verteidigung des christlichen Abendlandes gegen den mit Feuer und Schwert heranrückenden Islam . . . In allen diesen Formeln wird der Segen herabgerufen "zur Verteidigung der Kirche, zum Schutz der Witwen, Waisen und Wehrlosen", oder auf den, der "gegen Übeltäter und Rechtsbrecher den Kampf aufnimmt." Zu den Aufgaben eines Ritters oder Ritterordens gehörte die Verteidigung der Kirche und der Schutzlosen, die Befreiung Unschuldiger, der ehrfurchtsvolle Gehorsam gegen Papst und Kaiser, sowie die Verpflichtung, vor Gott und Menschen untadelig zu leben. War es etwas Unrechtes, wenn über das Schwert eines solchen Ritters ein fürbittender Segen gesprochen wurde — nicht um dadurch die tödliche Wirkung der Waffen zu erhöhen, sondern zu dem Zwecke, daß die Waffe nur im Dienst der guten Sache nach Recht und Gerechtigkeit geführt werde und ihren Trägern nie zum Verderben, sondern zu Schutz und Segen gereiche? So sprach der Bischof bei der Schwertübergabe an den Ritter: "Nimm dieses Schwert, und gebrauche es zu deinem eigenen Schutz, zur Verwirrung der Feinde des Kreuzes Christi und zur Verteidigung des christlichen Glaubens, und soweit dies bei der menschlichen Armseligkeit möglich ist, sollst du mit ihm (dem geweihten Schwert) niemanden ungerechterweise verwunden." Beim Ritterschlag sagte der Bischof: "Häng jetzt dein Schwert um und vergiß nicht, daß die Heiligen nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Glauben Reiche bemeistert haben. Sei ein friedliebender Ritter!" Kann man darin etwas Unrechtes erblicken, wenn die Kirche einst solchen Waffensegen spendete und betete: "Der Segen des allmächtigen Gottes komme über diese Waffe und ihren Träger, der mit ihr das Recht schützen will. Herr, wir bitten dich, schütze und verteidige du ihn!" Nur böser Wille kann in diesen alten Formeln für Schwertsegen etwas Tadelnswertes finden und von einer kirchlichen Weihe für Mordwaffen reden.

Im Laufe der Zeit wurden diese Formeln für einen Waffensegen aus dem römischen Rituale entfernt, und in der Gegenwart hat die Kirche niemals (weder im ersten noch im zweiten Weltkrieg) Waffen gesegnet. Wohl aber hat sie den Soldaten, die ins Feld gezogen oder draußen mitten im Kampfgetümmel standen, einen Segen gespendet — nicht den Waffen also, sondern den Menschen, die die Waffen trugen. Brauchten vielleicht jene Männer, die die Heimat verlassen, von ihren Angehörigen sich losreißen und einer gefahrvollen Zukunft entgegengehen mußten, oder die an der Front stündlich in Todesgefahr standen nicht einen besonderen Segen und Schutz Gottes? Wäre es nicht unverständlich, wenn die Kirche, die doch sonst mit ihren Segnungen so freigebig ist, gerade diese Männer davon ausgeschlossen hätte?

Aus einer solchen Segnung der Soldaten eine Waffensegnung zu machen, ist unehrlich. –

---

**Sonntagsprogramm.**

7:15 – Wecken
7:45 – Morgengebet in der Kapelle
8:00 –Heilige Messe in der Klosterkapelle
10:15 – Vortrag
11:15 – Vortrag
12:00 – Mittagessen. Danach wurden die Uhren wieder auf Sommerzeit umgestellt. Vater Rexius segnete dann unsere Autos.
2:15 – Vortrag
3:15 – Heilige Stunde in der Kapelle des Exerzitienhauses, verbunden mit der Segnung der im Kloster gekauften Gegenstände und dem Segen des Heiligen Vaters für alle Exerzitianten.
4:30 – Abendessen. Dabei konnten wir auch noch unseren Präses Vater Stanislaus Goetz und Vater Urban begrüßen.

Zum Abschied sangen wir dann noch einige schöne Heimatlieder. –

# Das Judasbrennen

von Friedel Marggraf

Es waren nun schon sieben Jahre vergangen, seit der Hägels-Michel sich eines Nachts in aller Heimlichkeit davongemacht hatte. Er war aus seinem Kreis geflohen um einer Torheit willen, die in den Augen der Leute wohl nicht gar so schwer gewogen hätte, wie seine Einbildung es ihm ausmalte. Sein eigenes Gewissen aber nagte ihn fürchterlich; denn dieser junge Mensch war zwar stark wie ein Bärenjunges, aber sein Gemüt war verwundbar wie das eines unerfahrenen Kindes.

Wenn einer späterhin dem Michel nachfragte, so antworteten ihm die Leute mit dem Unterton von Ehrfurcht und Grausen in der Stimme: "Oh der ist weit fort, leicht bis ins Amerika!"

Und damit hatten sie gar nicht einmal weit gefehlt. Denn in der Tat hatte ein Dampfer, der Maschinenteile geladen hatte, den Ausreißer bis nach Chile gebracht, und da stand nun der gute Mensch so ahnungslos und herzenseinfältig wie nur je ein Auswanderer und begann seinen übereilten Schritt bereits bitterlich zu bereuen. Aber geschehen war nun einmal geschehen, und so viel Manneskerl war unser Hägels-Michel immerhin, daß er das neue Leben nun tapfer mit beiden Fäusten angriff.

Zu Anfang übte er sein Handwerk, nämlich das eines Schmiedes, nur im Wandern aus. Nach zwei Jahren aber stand er schon in seinem eigenen Werkraum, der freilich nur aus einer Bretterhütte mit dem nötigsten Werkzeug bestand. Lange durfte er sich jedoch dieser bescheidenen Heimstatt nicht erfreuen — eines Nachts hob ein Erdbeben sie so unvermutet aus ihren Grundfesten, daß der Michel vor einer zerspritzenden Petroleumlampe und aus dem Gewirr niederbrechender Balken heraus gerade nur das nackte Leben retten konnte.

So hockte er denn, armselig und mutloser als je zuvor, im Morgengrauen auf seinem Amboß, den die kreißende Erde wie einen Ball weit ins Feld hineingeschleudert hatte und überzählte, was von seinen Habseligkeiten heil verblieben war. Es mochte gerade hinreichen, um ein zweites Mal die Wanderschaft zu beginnen und landauf, landab das liebe Brot zu verdienen.

In vielen Tagmärschen kam er weit bis ins Innere des Landes hinein, und dort schien das Glück ihm hold. Ein großer Farmer behielt ihn als Hausschmied bei sich. Wohlstand umblühte ihn, und Heiterkeit umgab ihn. Und er hätte wohl zur rechten Zufriedenheit des Herzens gelangen können, wenn er so in der Feierabendstille am Ufer des breiten Flusses saß, der sanft und fruchtspendend durch die Ebene wallte, hätte nicht ebendieses Wasserrauschen ihm die wehmütigsten Bilder von der heimatlichen Schmiede vorgezaubert und so seine kaum unterdrückte Sehnsucht immer aufs neue erweckt.

Und an einem schwarzen Tage mündete auch dieser zweite Versuch zum Glück in das Nichts. Der sanft scheinende Fluß, durch anhaltende Regengüsse zum tosenden Wildwasser angeschwollen, überflutete das Land meilenweit, versumpfte die Weideplätze und vermurte die Äcker. Zu Dutzenden ertranken die perlgrauen Hühner, und die besten Milchkühe trieben

# Gebet eines Laienapostels

**Vor allem will ich Dich, o Gott, um das eine bitten, daß Du meine Sorgen klein machest vor der einen,, daß Dein Reich zu uns komme. Diese Sorge mache groß in mir, laß sie die treibende Kraft meines Herzens sein! Auch meiner Freuden und meines Ausrastens Ziel und Sinn sei einzig der, mich neu zu bereiten für den Fördererdienst an Deinem Reiche!**

**Ich bitte Dich, gib mir dazu die Augen und das Herz eines Kindes, auf daß ich mit unbestechlichem Kindersinn überall das Echte und Rechte ersehe und erküre, das Verfälschte ablehne, daß ich die Einfalt des Ja, Ja- und Nein, Nein-Sagens liebe und darauf verzichten lerne, meine Halbheit und Feigheit hinter vielen Worten zu verbergen.**

**Und willst Du, der Du alles froh, lebendig und im heiligen Feuer der Liebe erglühen machst, mir nicht auch verleihen, daß alle verschütteten Brunnen kinderseliger Begeisterung in mir wieder aufbrechen, daß mich Gott und der Widerschein seiner Güte in den Geschöpfen seiner Hand, daß mich jede kleine gute Tat, jedes heilige Wort, das Lachen der Unschuld und das Leuchten eines Blümleins am Wege entzückt, wie es Kinder entzückt?**

**Gib, daß ich mich des Guten freue, wo immer es geschieht! Ich möchte — auch dieser Wunsch ist von Dir — das Gute tun, weil es Güte von Deiner Güte ist. Ich möchte es nicht tun, um meine Güte zur Schau zu stellen. Wie dürfte ich auch mein nennen, was Dir gehört, Dein Geschenk ist und Dein Besitz bleibt! Wenn Du Arbeiten austeilst, laß mich die undankbarste und selbstloseste wählen und darin glücklich und besonders glücklich sein.**

**Aber ich will mich auch nicht sträuben, wenn Du mich hervorholst, um Deinen Namen vor den Menschen zu bekennen. Dann laß mich die Demut haben, alle falsche Demut ablegen. Laß mich dann alles und das Beste aus mir herausholen von allem, was Du in mich gelegt hast!**

**Dann gib, daß ich mich nicht schäme, den Menschen zu sagen, daß ich Dich liebe. Denn ich will mit Deiner Hilfe nicht von dem Geschlechte jener sein, die sich schämen wie ein ertappter Dieb, wenn sie zeugen sollen, von Dir, o Gott, von Deiner Größe, Schönheit und Gnadenfülle überwältigt und ergriffen zu sein. –**

"Unser Laienapostolat"

als häßlich aufgedunsene Kadaver in den Wirbeln talab.

Als nun der Michel sich abermals um die Früchte jahrelangen Fleißes gebracht sah, fluchte er der hinterhältigen Fremderde aus tiefster Seele, und er dachte und wünschte nur noch eines: Heim! Langsam und zäh schlug er sich bis zur Küste durch; der Zufall wollte es, daß just der nämliche kleine Dampfer, der ihn vor sieben Jahren in die weite Welt getragen hatte, dort vor Anker lag, ja, es war selbst noch der nämliche Kapitän, der ihn befehligte. Es gelang dem Michel, auf diesem Dampfer eine Heuer als Heizer zu bekommen. Als er zum erstenmal die Planken des Schiffes betrat, ward ihm so wohl zumute, als sei er der Heimat nun schon ganz nahe gerückt, und in den nun folgenden Wochen stand kein Mann unverdrossener an den Kesseln, bebte keiner so sehr um das Gelingen der Fahrt, wenn die Frühlingsstürme dem braven, alten Kasten hart zu schaffen machten.

In der Heimat des Hägels-Michel ist es der Brauch, daß die Dorfjugend am Abend vor dem Osterfest den "Judas" verbrennt. Und das geschieht so: die ganze Karwoche über sammeln sie fleißig Scheiter reihum bei allen Bauern und türmen sie weit draußen vor dem Dorf zu einem mächtigen Holzstoß. Am Karsamstag nun wird auf diesem Scheiterhaufen eine mannsgroße Strohpuppe, der "Judas" befestigt. Sobald es dunkelt, reihen die jungen Burschen sich vor dem Dorfeingang, bei der alten Wegkapelle, in langer Kette auf. Auf ein Kommando hin stürmen sie in wildem Wetlauf querfeldein, und welcher von ihnen als erster den Holzstoß erreicht, darf den "Judas" in Brand stecken. Die Asche wird sorgfältig gesammelt und am Ostermorgen bei Sonnenaufgang in fließendes Wasser gestreut. So glaubt sich das Dorf für ein Jahr gefeit wider Krankheit, Hunger und Seuche.

Als der Hägeles-Michel wieder ins Land kam, war das erste, was er, unter der alten Wintereiche auf dem Schafbichel stehend und die alte Heimat mit Herz und Auge grüßend, erblickte, der gewaltige Holzstoß auf des Bürgermeisters Brachfeld. Da gingen ihm schier die Augen über vor Freude. Unruhevoll hatte die Erde gebebt im fremden Land; hier aber war sie friedsam und beständig, und der in ihr wurzelte, konnte ihr trauen. Es mochte wohl unruhige Geister geben, für die es eine Lust bedeutet, ferne zu schweifen und Neuland zu erobern. Der Hägeles-Michel war keiner von ihnen. Er fühlte sich angezogen und festgehalten vom engen Heimatkreis. Oh, er schwor ihm all seine Treue zu in dieser Stunde!

Während er noch stand und sann, ward es unten im Dorf lebendig: der Tag hatte sich geneigt, die Dämmerung brach rasch herein, und bei der Wegkapelle sammelten sich die Jungmänner zum Wettlauf, bei dem er, der Michel, zweimal hintereinander Sieger geblieben war. Waren seither wirklich sieben Jahre verstrichen, sieben lange Jahre? Nun die Knochen waren ihm in der Zeit nicht eingerostet, und das Herz schlug noch immer mit gleichem Ungestüm! Ein paar Atemzüge lang spielte der Hägeles-Michel nur mit dem Gedanken. Dann aber ging alles blitzgeschwind. Im nämlichen Augenblick, als drunten der erste Läufer aus der Kette brach, schnellte sich auch der Michel vorwärts und rannte, als gelte es sein Leben.

Ein paar Sekunden vor allen andern stand er beim Holbstoß, riß sein Feuerzeug aus der Tasche, und gleich darauf schlug die erste Flamme aus dem Stroh.

Die Burschen standen zuerst wie erstarrt. Dann machten sie Miene, sich in blinder Wut auf den Fremden zu stürzen, der da freventlich ihr gutes Recht verletzt hatte.

Da rief der Michel: "Ihr werdet mich doch wohl nicht verdreschen wollen, wo ich in einem Zug von den Indianern bis hierher gerannt bin, um euch den Judas abzulaufen!"

Jetzt löste sich ihr Zorn schnell in Gelächter und Freude. "Der Hägeles-Michel! Ja, bist du's wirklich?" Er nickte und schlug ein in die Hände, die sich ihm in alter Freundschaft darboten. "Ja, ja", sagte er, "hier steht einer, der einsehen gelernt hat, daß zum Tanzen mehr gehört als rote Schuhe! Der verlorene Sohn ist heimgekommen."

Es sollte ein Scherz sein. Aber indem er sich dem heiligen Feuer zukehrte, wich langsam das überlegene Lächeln, das die harten Jahre um seinen Mund gezeichnet hatten, und die schlichten Worte wuchsen groß empor zu einem Bekenntnis aus Herzensgrund. –

---

# Gut ist die Erde

**Gut ist die Erde mit der Höhe ihrer Berge und dem sanften Schwung der Hügel und mit der Fläche der Felder, gut ist auch ein Landbesitz in seiner Lieblichkeit und Ergebigkeit, gut ist ein Haus in der Anordnung seiner Bauglieder voll Geräumigkeit und Helle. Gut sind die lebenden Wesen mit ihren belebten Körpern, gut ist eine linde und heilkräftige Luft, gut eine Speise voll Wohlgeschmack und Bekömmlichkeit, und gut die Gesundheit ohne Schmerzen und Müdigkeit, gut auch das Angesicht des Menschen mit seinen regelmäßigen Zügen, seinem heiteren Ausdruck und seinen frischen Farben. Gut ist das Gemüt eines Freundes in der Annehmlichkeit gleicher Gesinnung und der Verlässigkeit seiner Liebe, gut ist ein gerechter Mann, gut sind Reichtümer, weil sie alles erleichtern, gut ist der Himmel mit der Sonne, dem Mond und mit seinen Sternen, dazu die Willfähigkeit eines guten Engels, eine gute Rede, die den Zuhörer anmutig belehrt, und wie es sich gehört, ermahnt, und gut ein Lied von wohlklingendem Rhythmus und tiefem Sinn. Was soll ich noch vieles, vieles aufzählen? Gut ist dies und gut ist jenes. Aber nimm dies und jenes weg und sieh, wenn du kannst, auf das Gute an sich! Dann wirst du G o t t sehen, der nicht gut ist dank einem anderen Gut, sondern das Gut alles Guten aus Macht.**

Hl. Vater Augustinus

# Mein 33. Jahr

von Pfarrer Gerhard Fittkau

## In unseres Herrgotts Netz

An der Kiesstraße nach Süßenberg kamen mir zwei todmüde Soldaten entgegen. In einem Abstand von etwa zehn Schritten schleppten sie sich mühsam daher. Die Ecken der hochgeschlagenen Kragen und die Enden der um den Kopf gewickelten Schals waren mit Eis überzogen, das von ihrem gefrorenen Atem rührte. "Jeht et woll hier nach Freudenberg?" fragte mich der erste.

"Ja", sagte ich, "aber was habt ihr dort zu suchen? Dort wird sicher heute nacht der Iwan einrücken!"

"Mir sönn von 'er achtzehnten Division, on watt von uns noch krieche kann, soll söch dort melde", erwiderte er resigniert

Sein rheinischer Dialekt war nicht schwer zu erkennen. Als sein Kamerad, der noch erschöpfter war, herankam, fragte ich ihn, woher er denn stamme. "Von Oberschlesie", war die Antwort.

"Du bist vom Rheinland", sagte ich, "und der ist von Oberschlesien. Da seid ihr wohl beide katholisch!" Zwei höchst erstaunte Gesichter.

"Da sönn Se woll en Pastoor?" fragte mich der Rheinländer trocken.

"Ja, ich bin ein Pfarrer", sagte ich. "Und ich trage sogar das Allerheiligste Sakrament bei mir."

Sie schwiegen einen Augenblick, sahen einander betroffen an, und endlich sagte der Rheinländer nüchtern: "Ja, da müsse mer wohl biechte . . .?"

"Allerdings", stimmte ich ihm zu. "Ihr seid beide alte Landser und wohl auch alte Sünder. Viel Zeit wird euch der Iwan nicht mehr lassen, eure Sache mit dem Herrgott in Ordnung zu bringen." Die Männer starrten nach dem geröteten Horizont und schätzten die Entfernung des Panzer- und Artilleriefeuers ab. Ich machte ihnen einen Vorschlag: "Ihr müßt weiter und ich muß zu meiner Gemeinde. Ich gehe mit euch bis zu der Milchbank hinter dem dritten Chausseebaum. Ich verspreche dem Kameraden vom Rhein, daß er auf dem Weg vom ersten bis zum zweiten Baum gebeichtet hat. Der Schlesier kommt zwischen dem zweiten und dritten Baum dran. Hinter der Milchbank kniet ihr euch dann hin. Das ist eure Kommunionbank."

Wir schafften es mit dem Beichten wie abgemacht. Ich strich den frischen Schnee von der Milchbank, schlug mir die Arme warm und blies mir die steifen Finger soweit beweglich, daß ich die Hostien aus dem Ziborium nehmen konnte. Die Männer knieten in den Schnee, die Hände über die Milchbank gefaltet. Hinter ihnen loderten die Brände der benachbarten Dörfer, und vor mir waren die Schatten des Gehöfts, dessen alter Besitzer mich vorhin abgewiesen hatte, als ich ihm das Brot des Lebens reichen wollte. Der Herr hatte, wieder einmal "von den Wegen und Zäunen" (Luk. 14, 23) andere Gäste zu seinem Gastmahl geladen. Der Rheinländer wäre nicht echt gewesen, wenn er nach der Kommunion lange geschwiegen hätte. Er wischte die Tränen aus seinen Augen, rappelte sich auf seine Füße und schüttelte den Kopf: "Pastoor. det ons och det noch müßt passeere!" Und mit beiden Händen drückte er meine ausgestreckte Hand.

Der Oberschlesier sagte kein Wort, gab aber die Antwort auf den erstaunten Ausruf seines Kameraden. Er kramte unablässig in seinen Taschen. Endlich fand er, wonach er so emsig gesucht hatte, ein kleines Stückchen Rosenkranz, etwa ein Dutzend Perlen.

"Hast du deinen Rosenkranz so heftig gebetet, daß nur dieses kleine Endchen davon übriggeblieben ist?" fragte ich ihn, als er es mir vor die Nase hielt, so daß ich die Medaille der Muttergottes von Tschenstochau erkennen konnte. "Nein", berichtete er, "ich habe ihn überhaupt nicht gebetet. Aber meine Frau und meine sechs Kinder, die haben ihn gebetet. Die haben es keinen einzigen Tag verpaßt."

"Dann brauche ich euch wohl nicht mehr zu erklären, warum ihr beiden alten Hechte doch noch in der elften Stunde in unseres Herrgotts Netz gegangen seid", "Hier habt ihr meinen noch ganzen Rosenkranz, und betet ihn zusammen, damit unser Herr bei euch bleibe in dieser furchtbaren Nacht."

Ich weiß nicht, wer von dieser Begegnung den größten Segen empfing — die beiden alten Soldaten oder ich. Ehe sie gekommen waren hatte ich daran gedacht, zu fliehen. Jetzt schämte ich mich dieser feigen Anwandlung, und die Todesangst hatte mich wieder verlassen. Ich fühlte mich wie ein neuer Mensch und faßte den festen Entschluß zu bleiben, komme, was da wolle. Wenn meine Gemeinde den Weg des "nackten Glaubens" geführt werden sollte ohne den Trost des Sakraments und des Wortes Gottes, so durfte ich einfach nicht fliehen, sondern mußte mit der mir von Gott anvertrauten Herde ausharren, mit ihr leiden und den Herrn bitten, daß für uns alle "diese Zeiten abgekürzt werden möchten."

*Pfarrer Fittkau hat ausgeharrt bis zur letzten Stunde, seine Pfarrkinder und alle, die bei ihm Zuflucht suchten, getröstet. Er hat gebetet mit seiner Gemeinde und*

*wurde mit vielen Ermländern nach Rußland verschleppt, von einem Lager des Grauens zum anderen.*

**Wer wird den Stein wegwälzen**

Als die Neuangekommenen sich häuslich eingerichtet hatten und es im Raum etwas stiller geworden war, legte unser masurischer Stubenältester eine Bohle auf das Ofenfaß, in dem zur Zeit nur ein schwaches Feuer brannte, und lud mich ein, ein paar Worte zu sprechen, da doch heute Ostern sei. Ich nahm meine Missale und kletterte auf die improvisierte Kanzel, von der aus ich einigermaßen im ganzen Raum sichtbar war.

Der Älteste bat um fünf Minuten Ruhe und fand Gehör. Ich las das Osterevangelium vor: "Wer wird den Stein vom Eingang des Grabes wegwälzen?" (Mk. 16, 3) "Kameraden, die wenigen Tage in unserem Lager haben uns als das äußere Aussehen unserer Baracken davon überzeugt, daß wir hier lebendig wie in einem Sarg begraben sind", so sprach ich die Kumpels an, die zum größten Teil an das äußerste Fußende ihrer Pritschen gekrochen waren, um besser hören zu können. "Wir alle haben die gleiche Frage wie die frommen Frauen der Bibel in unserem Herzen: Wer wird den Stein vom Eingang dieses düsteren Gefängnisses wegwälzen, in dem wir lebend begraben sind? Machen wir uns nichts vor: Niemand kann dies tun außer Gott. Er hat es zugelassen, daß wir hierhergebracht wurden. Er weiß nicht nur um die großen Dinge, die in einer Welt vorgehen, die sich von ihm abgewandt hat, sondern Er weiß auch um das kleinste und letzte Geschehen in unser aller Leben. Ihr wundert euch jetzt, wie Er es erlauben konnte, daß wir hier an der Petschora lebendig begraben wurden. Auch ich kann euch keine volle Antwort geben. Wir sind hineingenommen in den weltweiten Plan der Heilsgeschichte Gottes, den Er uns in jeder Einzelheit erst offenbaren wird, wenn im Letzten Gericht der Sohn Gottes dem Vater im Himmel alles zu Füßen legen wird.

Wir alle sind Gottes Geschöpfe und fast alle als Christen getauft, aber wie oft haben wir danach Christus im Grab unseres Herzens lebend begraben und es fest versiegelt mit unseren Sünden und Lastern! Dies nun ist unsere Osterbotschaft: In diesem Todeslager sind wir begraben, damit wir das noch viel schrecklichere Grab, das wir in unserem eigenen Innern herumschleppen, aufbrechen. Laßt uns beten um Gnade und Kraft, die roten Siegel aufzubrechen und den Stein von unserem Herzen wegzurollen, damit Christus in uns wieder auferstehen kann."

Nach dieser kurzen Ansprache betete ich mit meinen Kameraden für alle Mitgefangenen, ihre Angehörigen, ihre Frauen und Kinder. Dann stieg ich von meiner ungewöhnlichen Kanzel wieder herunter. In der Baracke blieb es sehr still. Ich nahm die inzwischen gut getrocknete Bohle, auf der ich gestanden hatte, vom Ofen und schürte mit ihr das Feuer. Als ich mich umdrehte, stand Jan hinter mir, der mit dem neuen Schub in unserem Bau gelandet war. Er hatte noch einen Kameraden mitgebracht. Beide drückten mir die Hand und bedankten sich: "Du weißt ja, Pastor, wir sind alte rote Freidenker, aber wir hören doch gern mal was Anständiges über Christus. Du kannst uns ruhig mehr erzählen." –

---

# Macht Arbeit krank?

**Jeder spricht davon, keiner will sie haben, die Managerkrankheit. Wir sehen sie am andern in ihren unangenehmen Symptomen — einem ungenießbaren Menschen. Bei uns selbst merken wir diese Krankheit erst, wenn wir uns selber nicht mehr leiden können. Das ist schon ein sehr gefährliches Stadium. — Wenn man da noch gute Laune tanken soll, muß man erst gewisse Voraussetzungen schaffen. Wir müssen zunächst einen Irrtum beseitigen. Die Managerkrankheit oder auf deutsch der abgehetzte Mensch entsteht nicht durch Arbeit. Wichtig! Wer das nicht weiß, zerstört die Arbeitsmoral bei sich und andern. Sogar ein Übermaß von Arbeit führt nicht zu dieser gefährlichen Krankheit. Sonst müßten die meisten unserer Frauen und Mütter managerkrank sein. Gemessen an dem, was man für den Durchschnittsarbeiter als Höchstbelastung ansieht, sind unsere Frauen und Mütter meistens bei weitem überlastet — und doch vernüftige Menschen geblieben. Managerkrankheit entsteht durch die Peitsche. Die Peitsche ist das harte Muß und die Angst, nicht beizeiten fertigzuwerden. Dann verliert die Arbeit selbst ihren Reiz. Statt Unternehmungslust entstehen Überdruß und Arbeitsunlust. Der Mensch bewegt sich wie eine schlecht geschmierte Maschine. Wenn trotzdem hohe Touren verlangt werden, laufen die Lager heiß.**

**Da hilft nur ein eiserner Entschluß: Was nicht fertig wird, bleibt liegen.**

**Darf man so denken? Schon sehe ich einige Gouvernantenseelen mit dem Zeigefinger wackeln und von Pflicht reden. Hier liegt ja die Verwechslung. Pflicht hat gewöhnlich nur ein menschliches Ausmaß. Nur im Augenblick höchsten Ernstes, wo Wesentliches auf dem Spiele steht, ist vom Menschen heroischer Einsatz verlangt. Sonst nur ein gediegener Fleiß. Probieren! Die Welt geht nicht unter, wenn wir ein vernünftiges Tempo halten. Letzten Endes gilt das Wort der Schrift: "Eines nur ist notwendig!" (Luk. 10, 42) einem jeden von uns. Das eine, daß unser Leben nicht durch die Sünde daneben gehe. Alles andere ist nur von beschränkter Wichtigkeit und darf uns wohl auch einmal daneben gehen. Nur keine Sorge! Wer so denkt, leistet auf die Dauer mehr, weil er die Nerven behält. Er bewahrt sich den Geschmack an der Arbeit. –**

P. Dr. Franz Gypkens

---

**Lieben, um geliebt zu werden, ist menschlich. Aber lieben, um zu lieben, ist göttlich.** Lamartine

# Wer nicht gegen euch ist, der ist fuer euch

von Rainulf Schmücker

**Das Evangelium ist kein Handbuch für Lebensregeln, seine Wahrheit ist nicht die simple Wahrheit von Recepten. Die scheinbaren Widersprüche des Evangeliums sind in Wirklichkeit heftige Zumutungen und Herausforderungen an die Kraft unserer Unterscheidung.**

Daß diese Überschrift ein Wort unseres Herrn ist und im Evangelium steht, wird mancher auf den ersten Blick nicht glauben wollen. Aber er möge nachsehen! Der Satz steht sogar zweimal darin, bei Markus (Kapitel 9, Vers 40) und bei Lukas (Kapitel 9, Vers 50.) Um so geläufiger aber ist den meisten von uns die entgegengesetzte Behauptung Christi: "Wer nicht mit mir ist, der ist gegen mich!" (Math., Kapiel 12, Vers 30). Diese Behauptung ist scharf wie die Schneide des Schwertes, sie scheint besser zu Christus zu passen, sie schmeckt nach Heldentum, nach Martyrium und Kreuzestod. Sie sieht aus, wie in den bekannten Stein des Anstoßes gemeißelt, der Christus ist. Aber dürfen wir das andere Wort Christi einfach deshalb außer acht lassen, weil es nicht recht in unser Bild vom Herrn paßt? Steht es uns zu, auszuwählen, oder haben wir nicht vielmehr schlicht das ganze Neue Testament zur Kenntnis zu nehmen?

Warum ist uns das "Wer nicht für mich ist, der ist gegen mich" so geläufig, das andere Wort aber fast unbekannt? Nun, man hat uns fast immer nur das eine vorgetragen, fast immer nur über das eine geschrieben und gepredigt. Wir sind mit diesem harten Wort groß geworden. Das ist sozusagen auch natürlich.

Weltlich, menschlich, fleischlich, verboten — das ist oft ein und dasselbe. Und von dieser Art Welt muß sich der Christ distanzieren. Doch soll die Welt durch Christus erlöst werden — insofern stehen Welt und Christentum nicht gegeneinander, sondern gehören zusammen. Man muß die Welt und die Menschen mit religiösem Interesse betrachten. Man muß nahe an sie herangehen, Kontakt mit ihnen halten, jede Spur von Gutem in sich selbst und in den anderen entdecken. Jeder, der nicht gegen uns ist, ist für uns. Alles Existierende kommt von Gott und bleibt sein Eigentum. Sogar der mit Gott Verfeindete gehört deshalb auch Christus und gehört zu den Christen. Paulus sagt (1. Kor. 3, 21): "Alles ist euer, sei es Welt, sei es Leben oder Tod, sei es Gegenwart oder Zukunft. All das ist euer. Ihr aber seid Christi, und Christus gehört Gott." Außer der Sünde und dem, was unmittelbar dazu führt, darf der Christ nichts ablehnen.

Es scheint charakteristisch für uns heutige Katholiken zu sein, daß wir zu vieles ablehnen, zuviel Menschen und zuviel Gesinnungen. Es ist Zeit, daß wir uns über diese Haltung klar werden. Schlimm genug, wenn wir im Herzen gegen die Ungläubigen sind, aber sogar innerhalb der katholischen Kirche lehnt der Bruder den Bruder ab. Ich meine hier nicht den Fall, daß man einem Menschen aus dem Wege geht, weil er einem einfach nicht sympathisch ist. Das ist eine Sache für sich. Hier geht es um das andere: Daß man jemanden wegen seiner Art, katholisch zu sein, ablehnt. Man macht sich selbst zum Maßstab und fordert mehr oder weniger bewußt, daß die anderen bis ins kleinste so denken und handeln und reden wie wir selbst. Das hört sich dann wie folgt an: "Der will katholisch sein? Ich bitte Sie, der ist ja linkskatholisch." Oder: "Der hat doch neulich ein Buch geschrieben, ich lehne das ab, man kann als Katholik nicht so etwas schreiben." Oder: "Katholischer Künstler — und seine Kirchen sehen aus wie Scheunen und die Apostel wie Verbrecher." Und: "Katholische junge Frau? Aber sehen Sie doch nur, wie die aufgemacht ist!" Die Reihe solcher und ähnlicher Zitate ist sehr, sehr lang.

In jedem dieser Anwürfe steckt eine Menge von Einzelfragen, denen man hier in der Kürze nicht nachgehen kann. Aber man kann sagen, was an ihnen allen falsch ist. Es gibt für die Katholiken Fragen, über die sie nicht verschiedener Meinung sein dürfen, etwa die Zehn Gebote und die Glaubensartikel. Es gibt aber viel mehr Fragen, über die sie sehr wohl verschiedene Meinungen haben dürfen und natürlicherweise habe müssen, wenn sie nicht aufhören wollen, Menschen zu sein. Das wirklich Komische dabei ist, daß die lehrende Kirche und auch die bloß Empfehlungen und Orientierungen gebende Kirche all diese verschiedenen Meinungen — mehr oder weniger deutlich — duldet, aber viele Katholiken sind schrecklich unduldsam. Manche halten sich sogar für verpflichtet, ungewöhnliche oder seltene oder bloß andere Meinungen nicht zu dulden. Dabei sind sie keine Pharisäer (die gibt es auch, die gibt es in jeder religiösen Gemeinschaft). Sie sind nur falsch orientiert. Solche unduldsamen Meinungen kann man unter Umständen respektieren, aber man kann auch verpflichtet sein, dagegen anzugehen, denn sie würgen das natürliche Leben der Kirche ab. Hier wird die Gabe der Unterscheidung besonders notwendig. Gott allein ist es, der "die Menschen auf Herz und Nieren prüft." (Offb. 2,23). Er allein weiß, wer für ihn ist und wer gegen ihn ist.

Wir aber, wir müssen vorsichtig sein, erst recht gegenüber den eigenen Brüdern und Schwestern im Glauben. Und wenn wir uns schon in dieser Frage des Zusammenlebens in der Kirche auf ein Wort des Herrn beziehen, ist es der Liebe und der Gerechtigkeit angemessener, zu beherzigen: "Wer nicht gegen euch ist, der ist für euch." –

# Atom-Katechismus

## Aus Ansprachen Papst Pius' XII. über die Atomfragen

Generalstreik — Auf die Barrikaden! — Volksbefragung — Protestaktionen: diese und andere Forderungen sollen dem Beschluß des Bundestages zur *atomaren Bewaffnung der Bundeswehr* entgegenwirken. Die ehrliche Besorgnis aller Kreise unseres Volkes um die Auswirkung der Atomrüstung wird durchmischt mit parteipolitischer Propaganda und auch mit unterirdischen Einflußnahmen aus dem Osten. Allzuleicht könnte es geschehen, daß wir die hier beschworenen Geister nicht mehr loswerden! Andererseits ist es auf die Dauer unmöglich, die Gefahren zu übersehen, die durch das atome Wettrüsten für die ganze Welt in zunehmendem Maße entstehen.

In einer solchen Wirrnis ist es ratsam, einen kühlen Kopf zu bewahren und zugleich ein heißglühendes Herz für den Frieden zu besitzen. Wenn jemand in der Welt mit klarem Verstand und brennender Sorge uns einen Weg aus der unheilvollen Verstrickung zeigen kann, in die wir zu geraten drohen, so ist es unser Heiliger Vater *Papst Pius XII.* Unabhängig von allen Mächten der Welt und über allen Parteien stehend, gibt er uns eindeutige Grundsätze an die Hand, nach denen wir ohne jede Schwärmerei in aller Nüchternheit und doch in Gewissensverantwortung vor dem lebendigen Gott die auf uns zukommenden Probleme lösen können. Wir stellen hier einige Fragen, die die Atomgefahr betreffen, und geben aus den Ansprachen des Heiligen Vaters eine entsprechende Antwort:

1. *Hat der Papst der Anwendung der Atomwaffen schweigend und tatenlos zugesehen?*

Nein, Papst Pius hat vielmehr schon im Februar 1943 — also zwei Jahre vor dem Abwurf der ersten Atombombe auf die japanische Stadt Hiroshima — im Hinblick auf die Veröffentlichungen von Max Planck warnend darauf hingewiesen, daß durch eine Atomexplosion "nicht nur am Ort des Vorganges selbst, sondern auch für unseren ganzen Erdkreis eine gefährliche Katastrophe eintreten" könnte. (Ansprache an die Päpstliche Akademie der Wissenschaften.)

2. *Lehnt der Papst jedwede Anwendung der Atomenergie ab?*

Nein, vielmehr hat Papst Pius XII. die Forscher oftmals ermuntert, die Atomenergie für friedliche Zwecke zu ergründen und zu verwerten. "Sehen Wir von der kriegerischen Verwendung der Atomenergie ab und hegen Wir vertrauensvoll die Hoffnung, daß sie einzig zu Werken des Friedens gebraucht werde, so muß man ihre Entdeckung wirklich als eine geniale Erforschung und Anwendung jener Naturgesetze betrachten, die das innerste Wesen und Wirken der anorganischen Materie bestimmen." (Botschaft an die Akademie der Wissenschaften, 8. Februar 1948.) — "Wann wird es geschehen, daß die Weisen der Welt die bewunderungswürdigen Erfindungen der geheimen Kräfte der Materie ausschließlich Zielen des Friedens zuwenden, um dem Menschen Energien von geringen Kosten zu erschließen, die den Mangel verringern und die ungleiche geographische Verteilung der Güterquellen und der Arbeitsmöglichkeiten auf der Erde ausgleichen, um der Medizin, dem Ackerbau und den jungen Völkern, die sich zu Heil und Wohlstand erheben, neue Möglichkeiten zu bieten?" (Osterbotschaft, 18. April 1954.)

"Wir danken dem Herrn, daß Er das Sinnen der Menschen milderen Friedensplänen zugewandt hat. Wir fordern die Männer der Wissenschaft und guten Willens auf, mit Wagemut und Vertrauen im theoretischen und praktischen Studium von Geräten und fruchtbaren Materien fortzufahren, so daß sie zu einer ansehnlichen Erzeugung von Energie kommen, die leicht zugänglich ist, und dort, wo sie notwendig ist, dazu beiträgt, den Druck der Not und des Elends zu lindern. Wir bitten den allmächtigen Gott, Er wolle eine Arbeit erleuchten und lenken, die imstande ist, über den wissenschaftlichen Nutzen hinaus höchsten menschlichen und sittlichen Nutzen zu bringen. Zugleich aber flehen Wir Ihn an zu verhindern, daß ein so starkes und hochzielendes Bemühen sich in eine dämonische Gewalt umwandelt, die alles vernichten würde." (Osterbotschaft, 10. April 1955.)

3. *Ist die Anwendung der Atomenergie zu kriegerischen Zwekken erlaubt?*

Der Papst sagt klar, daß der ABC-Krieg (der totale Krieg mit atomaren, biologischen und chemischen Vernichtungsmitteln) als Angriffskrieg ein Verbrechen ist: "Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß insbesondere wegen des Schreckens und der unendlichen Leiden, die der moderne Krieg verursacht, die Auslösung eines solchen Krieges ohne gerechten Grund (d. h. ohne daß er durch eine krasse und außerordentlich schwere, auf andere Weise unabwendbare Ungerechtigkeit aufgezwungen wird) ein Delikt darstellt, das die schwersten nationalen und internationalen Sanktionen erfordert." (Ansprache an den Weltärztebund, 30. April 1954.)

4. *Lehnt der Papst die Anwendung der Atomwaffen auch aus Gründen der Verteidigung ab?*

Der Papst erkennt an, daß das Prinzip der gerechten Verteidigung auch im Atomzeitalter gültig bleibt, jedoch sollen der Anwendung atomarer Waffen klare Grenzen gesetzt werden. "Man kann eigentlich im Prinzip gar nicht die Frage nach der Erlaubtheit des Atomkrieges stellen, es sei denn, dieser Krieg wäre als Verteidigungskrieg unvermeidlich. Aber auch dabei muß man sich durch internationale Übereinkünfte bemühen, ihn mit allen Mitteln zu vermeiden oder seiner Anwendung klare und scharfe Grenzen zu setzen, damit er beschränkt bleibt auf die alleinige Forderung der Verteidigung." (Ansprache an den Weltärztebund, 30. April 1954.) –

# Ist der Eid eine leere Redensart geworden?

**Der Meineid wurde zur grassierenden Seuche**

**von Gerd Schmalbrock**

"Laß mich nicht im Stich!" hatte der wegen Verkehrsgefährdung angeklagte Maschinenschlosser Harry seinem Freund Josef, einem 24jährigen Maurer aus Duisburg, zugeraunt. Und Josef trat in den Zeugenstand, erhob bedenkenlos die drei Finger der rechten Hand zum Schwur — und machte eine falsche Aussage. Nun steht Josef wegen Meineid selbst vor Gericht, und der Richter fragte ihn, warum er eigentlich falsch geschworen habe. Vor allem, da es sich nur um eine Lappalie gehandelt habe und seine Strafe nun vielfach höher sein werde, als die des Freundes, den er durch falsche Aussage schützen wollte. Und Josef antwortete: "Aus Freundschaft!"

Das ist ein Ausschnitt aus dem Gerichtssaal, wie er leider immer häufiger vorkommt. Selbst um geringste Vergehen zu vertuschen werden falsche Eidaussagen gemacht. Und statt einer Geldstrafe geht man für einige Jahre ins Gefängnis. Josef muß für ein Jahr in Gefängnishaft und verliert für zwei Jahre alle Ehrenrechte, die jeder andere Mensch in der Gesellschaft so selbstverständlich besitzt. Die Verfahren wegen Meineid häufen sich. Unbekümmert erhebt man heute seine Hand zum Schwur. Und dabei steht Zuchthausstrafe auf wissentlich falsche Eidaussagen. Nur mit Mühe gelingt es den Richtern, die meisten Meineide als fahrlässige Falscheide anzusehen, die in Deutschland mit Gefängnisstrafen von ein oder mehr Jahren belegt werden. Der Meineid, so sagte jüngst ein Richter, wurde zur grassierenden Seuche.

Es ist an der Zeit, sich über den Eid Gedanken zu machen. Wenn bei der heutigen Jugend der Eid zu einer leeren Redensart geworden ist, so ist die Bestrafungsweise des Meineides zweifellos zu hart. Denn sie macht aus gedankenlosen jungen Menschen Verbrecher. Denn wenn Strafanstalten selbst wirkliche Verbrecher nur selten zu bessern vermögen, so wird es ihnen bei Leuten, die nur durch einen unklugen Leichtsinn so hart bestraft wurden, bestimmt nicht gelingen.

Ursprünglich war der Eid wohl nur eine Selbstverwünschung. Man drohte sich selbst den Zorn unbegreiflicher Gottheiten für eine falsche Aussage an. Mit dem Beginn der christlichen Zeit bekam der Eid seinen Sinn. Man schwörte "bei Gott". Das heißt: bei dem Höchsten, das man zu verlieren vermochte. Man hätte um seinen Kopf schwören können oder um das Leben einer ganzen Familie oder Sippe. Doch viel höher stand für die Menschen damals das ewige Leben. Ein Wort, das vor Gott gegeben wurde, mußte die höchste Glaubenshaftigkeit besitzen. Das war damals.

Heute sind die Menschen gleichgültig. Viele kennen gar keinen Gott mehr und schwören, ohne Gott anzurufen. Andere schwören bei Gott und kennen doch keine Furcht vor dem ewigen Richter Gott. Hat der Eid eines Menschen, der nicht sein Leben in der Ewigkeit aufs Spiel setzt, überhaupt einen Sinn? Sicherlich, sie schwören auf ihre Ehre. Aber ist nicht gerade das Bewußtsein von zwei Generationen durch die zwei Weltkriege und die zwei entwürdigenden Nachkriegszeiten verdorben? Sind die Worte Ehre und Vaterlandstreue nicht vor allem durch die dreißiger Jahre allzusehr verschlissen worden? Eine Freundschaft unter zwei Menschen, die wird heute noch verstanden. Aber das Verbundenheitsgefühl innerhalb einer größeren Gemeinschaft ist der heutigen Jugend weitgehend verlorengegangen. Sie sehen kein Verbrechen darin, wenn sie die Hand zum Meineid heben, wenn sie dadurch uneigennützig einem Freund helfen. Unsere Zeit hat eben ein sehr feines Gespür für hohlgewordene Gesellschaftsformen. Sie können es nicht begreifen, wie eine Wortformel solche katastrophale Folgen für sie bringen kann. Ein und zwei Jahre Gefängnis und ein Strafregister auf Lebenszeit. Warum wird hier das Verantwortungsgefühl vor der Gemeinschaft so groß geschrieben, während sonst die Ichsucht jeden Gemeinschaftsgeist zerstörte. Man kann mit einem Geldschein aus der Inflationszeit auch keine Einkünfte mehr machen. Und der Glaube an Gott ist der Masse des Volkes zweifellos entwertet. Ebenso die Worte Verantwortung vor der Gemeinschaft, Vaterlandstreue und Ehre. Der Eid erhält nur dann wieder einen Sinn, wenn der Eidleistende wirklich ein Gut besitzt, das er zum Beweis für die Glaubhaftigkeit seiner Aussage in die Waagschale werfen kann. Aber jedes Gut muß auch unter Beweis gestellt werden können. Ein Lippenbekenntnis zu Gott ist kein Glaube, und Dünkel kein Ehrgefühl. Wir brauchen für die Jugend Beispiele vorgelebten Glaubens und vorgelebten Ehrbewußtseins. Worte allein verschleißen sich heute zu schnell, um eine Wirkung zu haben. –

---

Wenn du die jungfräuliche Maria betrachtest, die Mutter Gottes und den welchen sie gebar CHRISTUS den Allherrscher, den Einzigen Sohn des Einen GOTTES, sei rein im Geiste und im Fleische und im Handeln. Reinige im Gebet dich selbst und Gottes Volk.

*Aus urchristlicher Zeit um 300 nach Christus*

# Ein Opfer des Beichtstuhles

**von Adolf Innerkofler**

1. Fortsetzung

Ruhig und freundlich hatte Josephi zugehört und den Mann sich aussprechen lassen. Emsigst hatte in dessen der nebensitzende Amtsschreiber seine Kielfeder über das grauliche Leinenpapier geführt; der Bürgermeister sagte nun:

"Habt Ihr alles aufgeschrieben, Herr Aktuarius? Ja? Das von den beiden Bauern, dem Johann Dittert aus Obernschwedeldorf und dem Anton Vicker von Stolzenau, schreibt Ihr auch noch jedes auf einen eigenen Bogen!"

Nentwich erschrak. So freundlich und ruhig die Rede klang, sie ließ Hartes ahnen.

"Darf ich nicht fragen, Herr Bürgermeister," bettelte er, "wozu dies von meinen Schwägern auf eigene Bogen kommt?"

"Ja, mein lieber Nentwich," sagte Josephi ernst, "eine Flucht ist eben keine Kleinigkeit, heutzutage schon gar nicht. Beide Bauern werden sich eben auch verantworten müssen."

"I du mein Gott", jammerte Nentwich, "da habe ich ihnen wohl am Ende noch arg Schlimmes eingebrockt! Pardon! Pardon! Guter Herr Richter, ich bitt' um Pardon!"

Josephi zuckte die schmalen Schultern: "Was einer tut, muß er eben auch verantworten und büßen, das geht nicht anders, ob Bauer oder Herr. Das wird er gleich sehen. — Da hat er z. B. gestern gesagt, ein Geistlicher habe ihn zur Flucht ermuntert. Ist das wahr oder ist es nicht wahr?"

Nentwich wurde glührot: "Das ist nicht wahr", stieß er heraus, "das habe ich auch nicht gesagt."

"Nun, wie hat Er dann gesagt?"

"Ich habe gesagt: auf meine Frage, ob ich wohl weggehen könne, wenn sich Gelegenheit finde, habe er mir geantwortet, es wäre zwar wohl eine schwere Sache, doch habe es weiter nicht viel auf sich. — Übrigens hätte ich dies gar nicht gesagt, wenn mir der Herr Leutnant nicht eine so große Angst vor der Strafe eingejagt hätt'."

Da sah ihn Josephi scharf und durchdringend an:

"Ja, mein lieber Nentwich, das ist keine Kleinigkeit. Etweder ist es wahr oder es ist aufgelogen. Ist es aufgelogen, dann hast du einen armen Diener der Religion auf das scheußlichste verleumdet und du wirst dafür Rechenschaft und Strafe legen müssen vor dem Herrgott und vor der Obrigkeit."

"Und wenn es wahr ist?" keuchte Nentwich, dem wieder ein kalter Schweiß auf die Stirn trat.

"Wenn es wahr ist? Nun, dann bist du samt deinem Kumpanen ohne Zweifel zum Teile entschuldigt; denn man weiß ja, wie sehr ihr Katholische auf eure Beichtväter hört. Also wie ist es? Ist es wahr oder erlogen?"

Nentwich, der nun doppelt Angst hatte, auch um seine beiden Schwäger Dittert und Vicker, stieß hervor:

"Aber es ist ja wahr!"

"Und der Pater Andreas Faulhaber, sagst du, war es."

"Ja, ja, der Pater Andreas, ein kleiner schmächtiger Herr."

"Na, so erzähl' jetzt genau, wann warst du zur Ohrenbeichte bei ihm und wie ist das alles hergegangen?"

Scheu und in rascher, sich überstürzender Rede erklärte Nentwich: "Es ist einen Tag gewesen bevor unser Regiment abmarschiert ist gegen Prag, da bin ich zur Beichte gegangen."

"Wann war es, in der Früh oder nachmittags, kurz, um welche Stunde?"

'I nu, so früh um sieben Uhr war es."

"Wie war da der Vorgang?"

"Ich habe schon lang genug gehabt vom Soldatenleben und mich schon mit dem Gedanken getragen, davonzulaufen, wenn es angeht. Und weil mich mein Gewissen noch gedrückt hat, hab' ich gefragt, ob es denn eine gar so große Sünde sei, eine Sünde, die nie mehr verziehen werden kann, wenn einer ausreißt. Da hat er gesagt: es sei zwar eine schwere Sünde, aber nachgelassen könne sie doch werden."

"Nentwich!" unterbrach ihn der Richter ernst, "gestern hast du anders gesagt. Wie soll ich mir das zusammenreimen? Gestern", der Richter nahm den Zettel, den Leutnant v. Voigt hatte beschreiben lassen, und las daraus, "gestern sagtest du: 'ich habe ihn gefragt, ob es denn viel auf sich hätte, wenn ich bei gegebener Gelegenheit davonginge; und er hat gesagt, es sei wohl eine schwere Sache, doch hätte es wohl weiter nicht viel auf sich'. Heute redest du wieder anders."

"Dem Sinne nach ist es doch dasselbe", erwiderte Nentwich in eifriger Selbstverteidigung, "du mein Gott, im April ist es gewesen, an fünf Monate sind indes vergangen, da erinnert man sich doch nicht mehr genau auf die Worte, mehr nur auf den Sinn. Und ich hab' ihm ja keine Falle stellen wollen, sonst hätt' ich mir eigens auch die Worte gemerkt; ich wollt' nur mir selber helfen, so wie ich heute

nur mir selber helfen, nicht aber ihm schaden will. Er hat mir ja nischte nichts getan. Mit zwei, drei Worten war's ja nicht gemacht, wir haben ja Mehreres gesprochen und da sind eben beide Äußerungen gefallen."

In Josephis feinem Gesichte zeigte sich einige Unruhe, wohl wie ein leiser Zweifel: "Aber hörst du, das kommt mir doch recht sonderbar vor. Gouverneur Fouqué hat doch angeordnet, daß jeder Beichtvater, so oft Soldaten beichten gehen, ihnen immer einzuschärfen hat, dem König den Treueid genau zu halten. Hat er denn dies bei dir nicht auch getan?" —

"Aber ja hat er es getan, und zwar recht eindringlich."

"Und dann hat er dennoch so gesagt?"

"Er hat so gesagt."

"Ja, hat er dich denn auch absolviert?"

"Er hat mich losgesprochen!"

Der schlanke, blonde Herr Josephi war ganz still geworden; Nentwich beobachtete ihn mit flackerndem Blick. Josephi sah, innerlich wohl an ganz anderes denkend, dem Schreiber zu, dessen Kielfeder rasch über das grauliche Leinenpapier glitt, die Aussagen genauestens festzuhalten. Nun warf Josephi wieder einen Blick auf Nentwich:

"Bleibst du bei deiner Aussage?"

"Ich bleibe dabei. Warum soll ich nicht dabei bleiben?"

"Gut! Man führe den Angeklagten fort!"

Mit stampfendem Schritt traten die beiden Wachsoldaten von der Wand vor, nahmen Nentwich in die Mitte und führten ihn ab. —

*

Kaum waren sie draußen, öffnete sich die Flügeltüre und der Gouverneur selber, General Heinrich August Freiherr de la Motte-Fouqué, trat ein, ein hoher, schlanker, schneidiger Herr mit kohlschwarzem Schnurrbart und feurigen, schwarzen Augen im feingeschnittenen, Willensstärke zeigenden Gesicht, ganz Franzose und ganz Soldat vom Zopf zur Zehe.

Josephi erhob sich und grüßte mit leichtem Neigen des Hauptes. Schon von der Tür her fragte der General:

"Nun also. Was hat die Untersuchung ergeben?"

Ohne ein Wort zu sagen, überreichte ihm der Richter das Protokoll.

Rasch überflog es der General, nur beim letzten Absatz verweilte er länger. Seine sprechenden Augen blitzten:

"Nur das letzte interessiert mich", sagte er, "denn Desertionen gibt es leider so viel, daß es einem nichts mehr Neues ist. Aber das letzte da, schon gestern bei der Durchsicht der Anzeige dachte ich es, gibt der Sache ein neues Licht. Endlich einmal kann man die hiesigen Geistlichen fassen, endlich einmal ein Punkt, der meine schon längst gehegten Annahmen bestätigt!"

"Was gedenken Exzellenz zu tun?"

"Einfangen, vorführen will ich den Geistlichen lassen. Er ist doch noch hier im Amte?"

"Hier ist er, im Amte auch", bemerkte Josephi, "doch offen muß ich sagen, obschon ich kein Papist bin: der Nentwich scheint mir nur zu flunkern, damit er mit seinem Kumpen glimpflicher davonkommt!"

"Ha! — Woraus schließen Sie das?"

"Aus dem ganzen Gehaben des Mannes. Ich habe ihn genau beobachtet. Den jungen Veit möchte er straflos machen und sich selbst in möglichst gutes Licht stellen." —

Der General zog die dichten, schwarzen Brauen finster zusammen, lachte jedoch sofort auch wieder kurz auf:

"Mag er auch! Mag er sich und den Kumpanen herauszureden suchen! Jeder Ausreißer tut das. Ich täte es auch, wenn ich einer wäre! — Deswegen kann es aber doch wahr sein, was er vom Geistlichen sagt. Auf jeden Fall soll sich der ernstlich verantworten! Heute noch lasse ich ihn vorführen. Und gerade Sie, Josephi, sollen ihn verhören. Sie sind evangelisch wie ich und so wohl unabhängig von den papistischen Talarträgern, und milde sind Sie ja auch, das sehe ich bereits." Fouqué sagte das mit deutlicher Ironie.

Josephi errötete leicht: "Wie Exzellenz befehlen! Jedoch —"

"Was jedoch?" fuhr der General mit leiser Erregung auf, "der Kaplan wird vorgeführt und dabei bleibt es, verstanden! Ich habe meine Gründe." —

Da regte sich aber auch in Josephi, dem sonst so Sanften, der deutsche Mannesmut: "Halten zu Gnaden, Exzellenz! Ganz nach Ihrem Befehl! Doch heute schon sage ich, es dürfte wohl ein rechter Griff daneben sein. Zudem ist der Kaplan Anderas Faulhaber ein Bruder des Oberkaplans Augustin Faulhaber, den Sie damals nach dem Brande zwölf Stunden unter die Soldatenpritsche legen ließen, obschon er nachweisen konnte, daß er mit einer geschlossenen Laterne und nicht mit einem offenen Licht aufs Dach des Kaplanhauses gestiegen war, um mit einer Handspritze die auffallenden Feuerfunken zu löschen. Die böhmische Dienstmagd, die im Nachbarhause das Feuer gelegt hatte, ist ihm noch vor der Hinrichtung zu Füßen gefallen und hat ihn ob der Schmach, die er ihretwegen erlitten, weinend um Verzeihung gebeten. Sie können denken, Exzellenz, welchen Eindruck solche Dinge auf das Volk machen. Man wird es auch jetzt nur wie eine Ranküne deuten, falls wieder ein Faulhaber eingesperrt wird."

Der General war wohl glührot geworden und es hatte gewetterleuchtet in seinem scharfgeschnittenen Gesichte bei dieser Rede; doch trotz seiner 61 Jahre noch seltsam jugendlich, verstand er sich zu bemeistern und mit leichtem Lachen erwiderte er:

"Sie sind sehr offenherzig, Herr Bürgermeister. Doch auch mein Freund, der große König, erlaubt Freimütigkeit, so will es auch ich. — Was die Leute meinen und sagen, was kümmert es mich? Sie sollen gehorchen lernen und nicht mucksen sollen sie unter Preußens Regiment. Das hab ich ihnen beizubringen, den eben erst eroberten, immer noch dem allzu gemütlichen theresianischen Regime anhänglichen Österreichern dieser Grafschaft. Und das Volk wird nicht mucksen, wenn auch einmal seine geistlichen Hirten das Mucksen verlernt haben. — Das

ist meine Sache. — Der Geistliche wird eingezogen!"

"Sie erlauben Freimütigkeit, Herr General? — Nun dann gestatten Sie noch ein Wort!"

"Bitte!" sagte der General und sah den feinen, blonden Herrn mit verhaltenem Zorn an.

Unbeirrt sah ihm der ruhig in die Augen: "Ich bin kein Papist, Exzellenz, und mir kann das Schicksal der katholischen Geistlichen ja gleichgültig sein. Doch was ist der Sache gedient, wenn es auch jetzt so geht wie es vor ein paar Jahren in Neisse war?"

"Wie war es da?"

"Ein Soldat, Rieger hat er geheißen und war in Neisse gebürtig, auch der war geflüchtet und wieder eingefangen worden. Beim Verhör behauptete er nun, er habe zuvor bei einem Neisser Jesuiten gebeichtet, der ihm gesagt habe, daß die Flucht keine Sünde sei."

"Hm, die Jesuiten!" lachte Fouqué auf. "Wie ging es weiter? Ich bin gespannt."

"Der Soldat behauptete auch, er werde den Jesuiten sofort wieder erkennen, wenn er ihm zu Gesichte käme. Das wird dem Rektor mitgeteilt mit dem Befehl, alle Kollegienmitglieder zu versammeln. Der tut es, stellt aber Patres und Laienbrüder schön durcheinander auf."

"Was sind das, Laienbrüder?"

"Eine Art Hausdiener, die das gleiche geistliche Kleid tragen wie die Patres, auch nach der gleichen Regel leben, aber keine Priester sind, daher weder Messe lesen noch Beichte hören können."

"Danke für die Belehrung! Sie kennen sich gut aus in catholicis!"

Josephi achtete nicht auf den leisen Hohn dieser Rede und fuhr fort:

"Wie alle dastehen in Reih' und Glied, wird der Soldat vorgeführt. Er sieht die Geistlichen an und — geht auf einen Laienbruder zu, der sei es, bei dem er gebeichtet, er erkenne ihn ganz genau."

"Der Dummkopf!" entfuhr es Fouqué.

Dieser frivole Ausruf brachte auch den sonst gleichmütigen Herrn Josephi in Harnisch, eine gewisse Schneidigkeit lag in seiner Stimme:

"Ja, Herr General! Der Soldat wurde zum Galgen verurteilt. Und noch unter dem Galgen gestand er, er habe dies nur erdichtet gehabt, um sein Leben zu retten; dies gestand er öffentlich, und öffentlich bat er, die Jesuiten möchten es ihm doch um Gottes willen verzeihen!"

Erregt kaute Fouqué die Spitze seines Schnurrbartes, er war auch sichtlich etwas zusammengesunken, wie es Leute seines Alters tun, doch nur einen Augenblick; rasch richtete er sich wieder soldatisch auf, mit einem sarkastischen Witze sprach er:

"Herr Bürgermeister, Sie sind gerade der Rechte, Sie verhören den Pater Faulhaber! Sorgen Sie nur, daß diesmal nicht der Jesuit gehängt wird an Stelle des Soldaten!"

Mit klirrendem Tritt ging er davon. Josephi zuckte die Schultern und raffte seine Papiere zusammen.

### 3. Widerrufen.

Ein milder, freundlicher Sonntagnachmittag lachte mit hellem Sonnenschein ins große, gerätevolle Zimmer des Paters Andreas. Es herrschte aber auch das lustige, fröhlichste Treiben darin; wohl an zwanzig schlanke, rosige Knaben saßen und standen da herum, von denen die einen eine neue Schnitzerei betrachteten:

"Pater Andreas, haben Sie das wirklich ganz alleine gemacht?" schwirrte es zu ihm hinüber, der an einem kleinen Tischchen saß und eben noch hastig ein paar Noten auf ein Blatt schrieb.

"Ja, ja, ich hab's schon alleine gemacht," sagte er lachend, "oder habt vielleicht ihr mir geholfen?"

"Och nee, och nee!" lachten die Jungen, "das könnten wir gar nicht, so ein schönes Bildchen schnitzen!"

"Und wenn wir's könnten," scherzte einer; "wir hätten schon keine Zeit dazu, der Pater Andreas tät' uns schön anblasen in der zweiten Lateinklasse, wenn wir die Aufgaben nicht hätten und sagen wollten: "Bitt', Pater Andreas, ich hab's nicht machen können, ich hab' müssen a Marienbildla schnitzen!"

Die Knaben lachten schwirrend auf: Pater Andreas hob seinen freundlichen Lockenkopf und drohte mit der weißen Gansfeder herüber: "Wart ock, langer Gotteschlicha, wart ock, ich werd' dir!"

Wieder kamen drei andere von einem Winkel her zum kleinen Tischchen, an dem der Geistliche saß und schrieb: sie hatten jeder ein mitteldickes neues Buch in der Hand; schüchtern fragte einer: "Pater Andreas, da haben wir noch ein paar der neuen Bücher gefunden, von denen die Mutter sagt, daß sie so schön sind. Wir möchten sie uns gerne kaufen, was kosten sie denn?"

Der Geistliche sah auf: "Ah, mein Büchlein: Der Ernestinische Lebensschatten? — I nu, das will ich euch stiften."

"Schenken wollen Sie es uns?" jubelten die Knaben. Da stürmten aber auch die anderen heran:

"Mir auch, Pater Andreas!" — "Mir auch!" — "Mir auch;" bettelte es begehrlich von allen Seiten.

Etwas gestört erhob sich der gutmütige, von zudringlicher Jugend geplagte Geistliche: "Seid ihr Störenfriede!" schalt er gut gelaunt, "keinen Augenblick lassen sie einen ruhig sitzen und schreiben!" Rasch kramte er aus der Ecke einen ganzen Stoß solcher Bücher hervor und reichte jedem eines dar: "Da habt ihr! Gerade für unsere Gymnasiasten habe ich sie geschrieben und die fünfzehn Kupfer gestochen. Ihr müßt aber fleißig darin lesen und euch die Bilder anschauen und auch so tun, wies da drin steht. Der selige Bischof Ernestus ist ja auch ein Lateinschüler gewesen hier in Glatz so wie ihr. Damals haben die Johanniter hier eine Lateinschule gehabt. Und vor dem gleichen Muttersgottesbilde hat er gebetet, vor dem ihr beten könnt. Steht es doch auf dem Hochaltar in der Pfarrkirche. Und so gern hat er die Mutter Gottes gehabt, daß er als erster Prager Erzbischof ihr zu Ehren ein Augustinerkloster gestiftet hat, droben beim "Turmbrunnen" und daß er vor unserem Marienbilde in der Pfarrkirche begraben werden wollte, was auch so geschehen ist. — Der war ein bißchen braver wie ihr. — So, und jetzt laßt mich schreiben, daß wir mein neues Liedchen gleich proben können. Nächsten Mittwoch ist das Fest Mariä Geburt, da wollen wir es in der

Kirche singen."

"Hurra! Wieder ein neues Lied von Pater Andreas!" jubelten die Kinder. Doppelt selig setzten sich die Knaben nun auf den Bänken herum und versenkten sich guckend und wispernd in die geschenkten Bücher und gaben so endlich Ruhe.

Bald war der kleine Geistliche fertig. Er spritzte die Feder aus, raffte die Notenblätter zusammen und kommandierte:

"Alle zum Spinett!"

Rasch stellten sich die Knaben im Halbkreis auf. Pater Andreas gab ihnen die Notenblätter und setzte sich ans Spinett. Leise spielte er ihnen das neue Lied vor, sang es dann selbst kurz durch und rasch begreifend fielen die Knaben ein. Herrlich tönte die weiche,sehnende Melodie durch den Raum, Pater Andreas schmolz mit seinen Knaben unter den eigenen Klängen und versank, auf dem Spinette begleitend, wie in ein entzücktes Schauen. Es war aber auch ein herrliches Lied, das da zum erstenmal erklang:

*"O Mutter mit dem Himmelskinde,*
*Das jedes Leiden uns versüßt*
*Und uns bewahrt vor Tod und Sünde,*
*Sei, milde Mutter, uns gegrüßt,*
*Sei, milde Mutter, uns gegrüßt!"*

Leise verhallte die erste Strophe. Schon sollte die zweite beginnen. Da klopfte es an die Türe.

"Pater Andreas, es klopft!" meldeten ein paar der Knaben.

"Ave Maria!" rief der Geistliche, der, obschon kein Ordensmann, doch gerne die klösterlichen Bräuche pflegte, die er bei den Jesuiten beobachtet hatte; gerade in den Räumen, die er mit Dechant Scholz und vier anderen Kaplänen bewohnte, hatten diese vor sieben Monaten noch geweilt.

Die Türe ging auf und ein Geistlicher, der etwas größer und auch dicker als Pater Andreas war, ihm aber in der Gestalt und seinem Gehaben äußerst ähnlich sah, trat langsamen Schrittes ein.

"Gustl, bist du's?" rief ihm Pater Andreas mit lebhafter Freundlichkeit entgegen.

"Ja, ich bin es, Bruder," sagte der Geistliche, der ein Bruder des Pater Andreas, mit ihm an der gleichen Kirche wirkte.

"Guten Tag, Herr Oberkaplan!" grüßten ihn mit froher, doch etwas gedämpfter Höflichkeit die jungen Gymnasiasten.

"Guten Tag, Kinder,"grüßte er, sich aber mit sichtlich sorgenvollem Ernst an Pater Andreas wendend sagte er: "Bruder, ich bitte dich, laß deine Singvögel gleich nach Hause gehen. Ich habe etwas sehr Ernstes mit dir zu reden!"

Prüfend schaute ihm Pater Andreas ins Gesicht, dann sagte er sogleich: "Aha, Bruder, dich drückt was. — Gut, Kinder, geht nach Hause. Morgen ist ja auch noch ein Tag!"

Und gehorsam entfernten sich dankend und grüßend die Knaben; alle taten es ungern, man sah es.

"Du rackerst dich zu Tode, Bruder!" sagte Pater Augustin, als sie allein waren, "hast du nicht als Kirchenkatechet, als Schloßprediger, als Lehrer in den drei Lateinklassen des Untergymnasiums, dann als deutscher, böhmischer, polnischer Beichtvater zu tun genug? Du bist mit deinen 44 Jahren auch nicht mehr allzu jung. Mußt du in jeder freien Minute stets noch die lieben, jungen Bengel bei dir haben? Wirst sehen, so hälst du es nicht lange aus!"

Pater Andreas erhob sich lachend und sagte, während er die Noten wegräumte: "Och nee, och nee! Da schau, was der Gustl alles weeß! — Noch lange bin ich nicht alt. Und han noch keen graues Härle am Kuppe!", und in freundlichen Ernst übergehend: "Laß mir's doch, lieber Bruder! Du weißt, es ist meine beste Unterhaltung. Bei der Jugend bleibt man eben jung. — Und die Arbeit? Hat sich etwa unser Vater geschont, er, der Hufschmied und Großuhrenmacher? Hat er sich nicht viel plagen müssen von früh bis spät, wollt' er uns zwei studieren? Und da sollten wir nicht auch den Hammer führen von früh bis spät? Sind wir zwei Hufschmiedjungen nicht Seelenschmiede geworden und Herzensuhrmacher?" Pater Andreas lachte und auch Augustin sah ihn mit hellen Augen an.

„Hast doch immerzu gute Einfälle, Andres!" sagte er.

Pater Andreas fuhr fort: "Wir wären wohl schlechte Söhne unseres fleißigen Vaters, hätten wir nicht gelernt, fleißig zu sein und allzeit zu arbeiten. Und ich habe dem Herrgott oft schon gedankt, daß mich auch die Not dazu gezwungen hat, wie ich nach den Theologiestudien in Prag hier noch lange Jahre auf die Priesterweihe habe warten müssen, bis mir endlich im Fünfzigerjahr der gute Postmeister und Vorwerksbesitzer Karl Günzel den Tischtitel gegeben hat. Du weißt selbst, wie ich mich hab' plagen müssen mit Stundengeben in den Glatzer Bürgerhäusern, daß ich was zu essen gehabt hab'. Da lernt man das Arbeiten und findet es einzig menschenwürdig und nützt die Zeit aus. Und das hab' ich gut brauchen können auch als Hilfsgeistlicher von Landeck, Reinerz und Königshain. — Doch, Bruder Gustl," er betrachtete ihn mit fröhlich zwinkernden Augen so von der Seite her, "du gibst ja nicht mehr acht auf das was ich sage! — Ja, ja, ich merk' schon, du bist auch gar nicht deswegen gekommen, um mir solches zu sagen. — Rück los! Was ist dir denn über das Leberchen gekrochen?"

August lehnte sich an die Tischkante und sprach rasch und erschreckt: "Denk dir, Andreas, es geht wieder einmal los gegen uns Geistliche!"

"Soso, von wem?"

"Nanu, von der königlichen Regierung oder besser vom Gouverneur und seinen Beamten."

"Sooo?" Andreas machte ein ernsthaftes Gesicht, doch lachte er auch wieder kurz auf: "Weeßte, Bruder, das werden wir ja nachgerade gewohnt. Biste doch selbst zwölf Stunden unter der Soldatenpritsche gelegen und — hast dich einmal ordentlich ausschlafen können!"

"Du kannst noch scherzen?" sagte der Oberkaplan im Tone des Vorwurfs.

"Was will man machen? Können wir es ändern mit Kopfhängerei? Es ist einmal so. Zwar hat der König 1742 versprochen, daß in Religionsdingen alles beim alten bleiben soll. Aber seine Beamten und

Generale trauen uns nicht über den Weg. Besonders den Geistlichen nicht. Manchmal kommt mir der Gedanke," und es blitzte in seinen kindesguten Augen schelmisch auf, "daß die Herren froh sind, sich auf uns ausreden zu können, wenn sie in allzu preußischer Härte eine Dummheit machen und bei den argen Rekrutenaushebungen statt viele zustande zu bringen, es glücklich erreichen, daß, wie in Neisse und in der Wünschelburger Gegend, die ganze Jungmannschaft über die Grenze läuft unter das alte österreichische Zepter, oder wenn arme, gequälte Soldaten, weil der Krieg gar kein Ende nimmt, zu Hunderten davonlaufen."

"Recht hast du, Bruder!" sagte der Oberkaplan erregt, "es ist aber auch gar nimmer auszuhalten. Immer trampelt man auf uns herum. Um acht Uhr früh müssen schon alle Kirchtüren geschlossen sein, bleiben sie ein paar Minuten länger offen, gleich kriegt der Geistliche seine zehn, zwanzig Taler Strafe ab. — Der Kaplan Walter wird eingesperrt, weil er zu einem Todkranken in der Frühe die Wegzehrung hinausträgt in die Vorstadt; drei Jesuiten werden vor Gericht geladen, weil ein zehnjähriger Lausbub, der im Konvikt nicht parieren will und seine verdiente Strafe bekommt, sie verklagt. Soldaten zünden durch verbotenes Tabakrauchen ihr eigenes Quartier im Jesuitenkolleg an und die Jesuiten müssen dafür 19 000 Taler Strafe zahlen. Die Einkünfte aus der Bierbrauerei, die sie für die armen Gymnasiasten im Konvikt haben, nimmt man ihnen. Heuer hat man sie gar aus Glatz vertrieben und nach Schweidnitz und Grulich verbannt; den altgewohnten Erntesegen darf man nicht mehr läuten, an Pfarrkirchweih läßt man Feueralarm blasen und statt des Gottesdienstes die Leute Feuerwehrübungen machen; an Portiunkula läßt man die Stadttore schließen, daß niemand in die Klosterkirchen kann zum Ablaß, und wo nur ein Geistlicher sich räuspert, gleich wird er vorgeladen und hat seine Strafe!"

Pater Andreas legte dem erzürnten Bruder zutraulich die Hand auf den Arm: "Sei nicht böse, Bruder, auch das wird vorübergehen! Es liegt nicht einmal so sehr in der preußischen Verwaltung, es ist mehr bloß "fouquétisch". Du kennst ja den Witz, der erzählt wird, wie der König droben in der Wünschelburger Gegend an die Front kam und im Walde arbeitende Holzleute fragte: "Ist es hier noch preußisch?" — "Nee!" — "Ist es österreichisch?" "Nee!" — "Ja, zum Henker, was ist es dann?" — "Wir sind fouquétisch!"

"Ja, ja, wir sind fouquétisch!" lachte der Oberkaplan bitter auf, "und das wird auch der zu spüren bekommen, den es jetzt trifft. Wenn ich nur wüßte, wer es sein wird! Ich habe so eine namenlose Angst!"

"Aber, aber," beschwichtigte Pater Andreas, "angenehm wird es dem Betreffenden just nicht sein, aber der Herrgott wird ihn auch nicht verlassen. Und je mehr wir Geistlichen leiden müssen, desto größer wird der Segen sein für das Volk. Meinst du nicht auch?"

"Ich will es hoffen," sagte der Oberkaplan, "oft muß ich daran denken, wie unser seliger Vater sagte: "Kinder, es wird noch eine Zeit kommen, da man die Geistlichen aufhängt!"

"Nun, dann werden sie Märtyrer," sagte Pater Andreas leichthin, "übrigens so schlimm wird es noch lange nicht. Du denkst wohl noch an den berühmten Jesuitenprediger Pater Ulrici, der ihnen so prächtig heimgeleuchtet hat, wie sie das Spottwerk "Monita secreta" gegen die Jesuiten hier in Glatz verbreitet haben? Den haben sie ja auch eingesperrt, weil er in einer Fronleichnamspredigt, wo er die bleibende Gegenwart des Herrn im Allerheiligsten verteidigte, unsere Religion als die "alleinseligmachende" benamste und die Protestanten sich dadurch beleidigt fühlten. Lange hat ihn Fouqué im Kerker behalten, schließlich hat der König befohlen, ihn freizulassen. Das weißt du ja noch?"

"Ja, ja, ich weiß es. Aber diesmal kann es schlimm werden."

"Um was handelt es sich denn?"

"Ganz Bestimmtes verlautet nichts. Aber so ein Gerücht habe ich heute gehört, es handle sich um zwei Ausreißer und ein hiesiger Pfarrgeistlicher sei damit im Spiele; der sei ihr Beichtvater gewesen und habe ihnen zum Ausreißen geholfen."

"Das wäre freilich schlimm," sagte Pater Andreas; "es ist aber auch nichts so dumm, was nicht behauptet oder geglaubt wird. Den Geistlichen möcht' ich kennen, der so etwas wagte!"

"Eben, eben! Aber wenn Offiziere und Beamte immerzu solche Dinge vermuten! Und auf dem steht erst noch die Strafe des Hängens! Der König ist ob der vielen Fluchtversuche so böse, daß er den Befehl gegeben hat, jeden, der einem zum Ausreißen hilft, neben dem Ausreißer aufzuhängen und wenn es die eigenen Eltern oder Kinder wären!"

"Na, so heiß essen auch die Preußen die Suppe nicht," scherzte Pater Andreas, dem aber doch auch bange ums Herz wurde, "den Dominikanerpater Jordan, den ein Soldat sogar unter Eid beschuldigt hat, haben sie schließlich doch wieder laufen lassen müssen." — Beide Geistliche versanken in düsteres Schweigen. Der gleichmütigere, stets zu Frohsinn neigende Pater Andreas hob wieder an: "Eines freut mich, Bruder, etwas, was uns zuerst ob des ausgesprochenen Mißtrauens ein bißchen geärgert hat, daß wir seit dem letzten königlichen Erlasse Soldaten gar nicht mehr Beichte hören dürfen, da in jeder Garnison nur mehr ein Geistlicher dazu Erlaubnis hat. Uns also kann es nicht treffen!"

Doch da täuschte er sich. Mit einem Kolbenstoße flog die Türe auf. Drei Soldaten des fouquétischen Regimentes traten ein. Erstaunt und erschreckt sahen ihnen die Geistlichen entgegen.

Der Anführer der Soldaten rief ihnen zu:

"Welcher von euch, ihr Herren, ist Pater Andreas?"

"Bruder, Bruder, du bist es? Dich trifft es?" rief in größtem Schmerze Pater Augustin aus.

Ruhig und gefaßt trat der kleine Geistliche vor und sagte: "Ich bin es. Was wollen die Herren von mir?"

"Auf Befehl Sr. Exzellenz des Herrn Gouverneurs

seid ihr verhaftet im Namen Sr. Majestät des Königs!"

"Warum? Wozu? Was habe ich getan?"

Der Soldat zuckte die Achseln: "Das werdet ihr erfahren! Folgt uns!"

Die beiden anderen Soldaten wollten den Geistlichen fesseln. Der wehrte ab: "Laßt mich frei bleiben! Ich folge gutwillig."

Sie nahmen ihn in die Mitte. Einen langen Blick warf der Gefangene noch durch sein großes, weites Zimmer und auf all die liebgewordenen Sachen, die darin standen, dann schritten sie zur Türe hinaus. Pater Augustin sah ihnen sprachlos nach.

*

Eine große Aufregung bemächtigte sich der ganzen Stadt; denn mit Sturmeseile hatte sich die Kunde verbreitet: "Man hat Pater Andreas gefangen abgeführt." — Alle waren erschreckt und betrübt, denn alles hatte den kleinen, freundlichen, arbeitsamen und künstereichen Geistlichen lieb. Überall fragte man, was er getan habe? Die meisten sagten: "O, den werden sie bald wieder auslassen, der hat gewiß nischt angestellt; der ist zu gut." Andere hatten gehört, daß es sich um ausgerissene Soldaten handle. Da meinten die einen: "Ach wo, Mumpitz! Was kann er da getan haben?" Andere wieder erklärten: "Der hat höchstens zu viel Mitleid gehabt mit die armen Kale (Kerle). Es geht ihnen och gar nit gutt!" — So mancher kleine Gymnasiast weinte bitterlich an diesem Abend, und wenn man tröstend auf ihn einsprach, erklärte er: "Ach, ich bin dem Pater Andreas halt so sehre gutt!"

Pater Andreas stand indessen bereits zum ersten Male vor seinem Richter. Gleich diesen Abend schon wurde das Verhör begonnen. Herr Josephi hatte sich eingefunden; nach den üblichen Vorfragen verlas er dem Geistlichen die Aussagen des Nentwich und bemerkte: "Was sagen Sie dazu?"

Pater Andreas lächelte und sagte: "Da hat sich der Nentwich wohl geirrt und die hohe Obrigkeit daneben gegriffen: vermöge königlicher Order (Befehl) darf ich Soldaten gar nicht Beichte hören und daran halte ich mich aufs bestimmteste."

Überrascht schaute Josephi auf und in seinen grundgescheiten Blauaugen lag eine unverhohlene Freude, denn nun schien ja alles gelöst, wenigstens was Pater Andreas anbelangt. Doch schon fuhr ihm ein anderer Gedanke durch den Kopf, der sofort eine leise Aufregung in seinem Gesichte erscheinen ließ:

"Ganz gut, Herr Kaplan! — Aber da fällt mir ein: Der Fall handelt nicht aus neuerer Zeit, in der Se. Majestät eben, um alle geargwöhnten Umtriebe mancher Geistlichen zu hintertreiben, in jeder Garnison nur einem bestimmten Priester das Hören der Ohrenbeichte von Soldaten erlaubt hat. Die Flucht des Nentwich und Genossen datiert leider früher. Er behauptet, am Tage vor dem Ausmarsch des fouquétischen Regimentes zum Einfall in Böhmen gebeichtet zu haben. Das war? — Warten Sie, wir werden es bald haben: Das war am 10. Oktober des vorigen Jahres 1756. Exzellenz Fouqué führte damals das Regiment von hier weg; Anfang April dieses Jahres brachte Feldmarschall Schwerin sein Korps hier durch, nach Trautenau; am 17. April vereinigte Fouqué seine Truppen mit diesem Korps zu Königinhof und am 6. Mai war dann die Schlacht bei Prag, nach der Nentwich und Veit entwichen. So wäre Nentwich nach seiner Behauptung am 9. Oktober des vorigen Jahres bei Ihnen zur Ohrenbeichte gewesen. Stimmt das? Oder haben Sie auch schon damals keine Soldaten Beichte gehört?"

"Nein!" sagte Pater Andreas rasch: "Ich muß gestehen: vor der königlichen Order, daß bloß ein bestimmter Geistlicher Soldaten Beichte hören dürfe, sind auch so manche Krieger, namentlich aus dem Regiment des Herrn Fouqué, bei mir zur Beichte gekommen und ich habe sie auch Beichte gehört."

"Ich danke, hochwürdiger Herr, für diese Offenheit," sagte Josephi verbindlich, "da ist nun wohl auch der Angeklagte Nentwich bei Ihnen zur Beichte gewesen?"

Pater Andreas lächelte und schupfte die Achseln: "Wie kann ich das wissen? Ich kenne ihn gar nicht. Und übrigens, wer kann sich die Beichtkinder alle merken? Zumal wenn schier ein ganzes Jahr dazwischen liegt, wie Nentwich behauptet."

"Da haben Sie recht. Soviel sehe ich auch ein, wenn ich auch von katholischer Ohrenbeichte nicht viel verstehe. Die erste Angabe des Nentwich, daß er bei Ihnen zur Beichte war, dürfte also stimmen. Da stimmt wohl auch die zweite, nicht wahr, Herr Kaplan?" Bürgermeister Josephi sagte es rasch und mit einem gewissen inneren Widerstreben und fuhr fort, "ich bitte Sie auch hierüber um eine klare und bestimmte Äußerung, denn die Sache ist leider sehr ernst."

Mit großem Ernst erwiderte auch Pater Andreas: "O ich kann die Tragweite der Sache so ziemlich ermessen, Herr Bürgermeister. — Da muß ich vorerst erklären, daß mir als Beichtvater nach den Satzungen der heiligen Kirche über alles, was in einer Beichte zum Bekenntnis gehört, der Mund vollständig geschlossen sein muß; daran müßte ich festhalten, auch wenn es mir das Leben kostet wie dem auch wohl Ihnen bekannten St. Johannes von Nepomuk. Doch über etwas Allgemeines und mit dem Bekenntnisse eines einzelnen nicht geradewegs Zusammenhängendes darf ich reden. Und da muß ich schon sagen, daß ich mich nicht erinnern kann, jemals von einem Soldaten eine Frage gehört zu haben, wie sie Nentwich vorgibt, auch niemals eine derartige Unterredung geführt zu haben. Darüber bin ich bereit, auch einen feierlichen Eid abzulegen."

Josephi sah dem Geistlichen ernst und nicht unfreundlich ins offene, klare Auge; daß er hier nicht getäuscht werde, war ihm alsbald gewiß. Fast traurig sagte er nach einer Weile: "Leider wäre die Sache damit gerichtlich noch nicht abgetan, falls nicht Nentwich selbst seine Angabe widerruft. Denn Sie begreifen, daß man bei einer derartigen Beschuldigung, die der Zeitlage gemäß den dadurch Verdächtigten geradezu zum Verbrecher stempelt, einen solchen Eid nicht gestaten kann."

"Nun, so rufe man den Soldaten her!" sprach Pater Andreas rasch und nicht ohne eine leise, innere Erregung.

(Fortsezung folgt)

# Bursen für Priesterstudenten

Die neue Burse zu Ehren Unserer Lieben Frau von Guten Rat wurde vom katholischen Frauenverein (C.W.L.) der St. Mariengemeinde zu Regina im Februar dieses Jahres begonnen und steht auch unter dem besonderen Schutz der Mitglieder dieses Vereins. Es ist das die Priesterstudenten-Burse der C.W.L., deren Schutzpatronin Maria vom Guten Rat ist. Wir laden alle lokalen Frauenvereine (C.W.L. Subdivisions) herzlichst ein, gerade dieser Burse für arme Priesterstudenten ihre Sorge und ihr Mittun zu opfern. Gott segne unsere Wohltäter.

## Fatima Burse

| | |
|---|---|
| Bisher eingenommen: | $6,994.76 |
| J. A. Hager, Chamberlain, Sask. | 5.00 |
| Eine Leserin, Friedenstal, Alta. | 5.00 |
| John Dewald, Macklin, Sask. | 3.00 |
| Eine Leserin, Tribune, Sask. | 1.00 |
| Peter Degenhardt, Osyoos, B. C. | 5.00 |
| Faldin P. Bischoff, Prelate, Sask. | 1.25 |
| Joseph A. Exner, Grayson, Sask. | 2.00 |
| Mrs. L. Becker, Bashaw, Alta. | 1.00 |
| Mrs. John Freidt, Estevan, Sask. | 1.00 |
| | $7,019.01 |

## U. L. F. vom Guten Rat Burse

**Burse der kath. Frauenvereine (C.W.L.)**
**Unsere Liebe Frau vom Guten Rat**

| | |
|---|---|
| Bisher eingenommen: | $616.50 |
| Pauline Bretell, Regina, Sask. | 5.00 |
| Mrs. R. Ehman, Regina, Sask. | 5.00 |
| Miss K. Ehman, Regina, Sask. | 30.00 |
| Mrs. Joe Moellenbeck, St. Gregor, Sask. | 5.00 |
| | $661.50 |

## St. Karl Burse

| | |
|---|---|
| Bisher eingenommen: | $1,657.87 |
| Clem Timmermann, St. Gregor, Sask. | 3.00 |
| | $1,660.87 |

Bitte senden Sie Ihre Gaben **The Marian Press** Box 249, Battleford, Sask.

# Bücherbesprechungen

**Verlag Ars Sacra, München, Deutschland**

Otto Karrer: **Pilgers Sehnsucht** – Geistliche Lehren und Sinnsprüche der heiligen Gertrud und Mechtild von Magdeburg. Sammlung Sigma, biliophie Ausgabe, japanisch gebunden. 32 Seiten, mit farbigem Büttenumschlag und zweifarbigem Text auf weißem Bütten. In Geschenkausstattung 2.50 DM.

**Verlag Bonifatius Druckerei, Paderborn**

Bernhard van Acken SJ: **Konvertiten-Katechismus** – 360 Seiten. Ganzleinen 10.50 DM. Kartoniert 8.50 DM. Auf Grund der bisherigen Erfahrungen völlig neu geschrieben und dem Aufbau des neuen Einheitskatechismus angeglichen.

**Echter Verlag, Würzburg**

Leonard von Matt, M. H. Vivaire OP: **Dominikus** – 184 Seiten Bilder. 96 Seiten Text. Leinenband 22 DM. Dieser Bildband ist ebenso großartig, was Bilder und Text angeht, wie die früheren, schon besprochenen: Bernadette Soubirous, Ignatius Loyola, Pius X., Franz von Assisi.

Max Rössler: **Unsere Macht heißt Geduld** – Rundfunkpredigten. 102 Seiten. Leinen mit Schutzumschlag 5.40 DM.

Wilhelm Pöhler: **Im Wichtelland** – Geschichten, Verse und Lieder über das Wiesenvolk, das Waldvolk und das Wichtelvolk. 144 Seiten. Gebunden 5.80 DM.

Heidi Carl: **Das moderne Mädchen** – Kleinheftreihe. Heft Nr. 1: **Kleine Modefibel.** 36 Seiten. Heft Nr. 2: **Ich möchte schön sein.** 30 Seiten. Heft Nr. 3: **Kleine Stufen zum andern.** 36 Seiten. Jedes Heft ist mit vielen echten Fotos ausgestattet. Preis je Heft 1.90 DM.

Milly Nicolin: **Die Gruppenstunde** – Heft 2 der Reihe: Kleine Bücherei der Gruppenführerin. 82 Seiten. Broschiert 2.40 DM.

Milly Nicolin: **Bastelfibel für Mädchen** – Heft 3 der Reihe: Kleine Bücherei der Gruppenführerin. 54 Seiten. Broschiert 2.00 DM.

**Christus ist unser Lehrer** – Schulgebete. Gesammelt und ergänzt von Eleonore Beck und Gabriele Miller. 104 Seiten. Broschiert 3.00 DM.

**Dein Reich komme** – Gebete für junge Christen. Ausgewählt und gestaltet von Therese Ulrich. 135 Seiten. Gebunden mit Plastikenband 5.80 DM.

**Verlag Herder, Freiburg**

Jacques Leclercq: **Die Familie** – Ein Handbuch. Deutsche Bearbeitung von Jakob David. Großoktav. X und 422 Seiten. Leinen 21.80 DM.

**Neues Testament** – Herderbücherei. Dünndruckausgabe. Band D 2. 334 Seiten. In flexiblem Kunststoffeinband 1.90 DM. Es ist nicht übertrieben, was der Verlag zu seiner Taschenausgabe des Neuen Testamentes sagt: Einleitungen und Anmerkungen sind nach dem neuesten Stand der Bibelforschung gearbeitet. Eine besondere Hilfe, sich in den Text einzuleben, bieten die sorgfältig angebrachten Verweisungen, die fast Vers um Vers auf Parallelstellen aufmerksam machen. Auch ein gutes Register trägt dazu bei, wichtigen Themen durch das ganze Testament hindurch nachzugehen und sich dadurch das Gotteswort in seiner Fülle anzueignen.

**Kerle Verlag, Heidelberg**

Heinrich Maria Christmann: **Thomas von Aquin als Theologe der Liebe** – 54 Seiten. Kartoniert 2.80 DM. Unter dem Sammeltitel "Thomas im Gespräch" beginnt der Verlag eine Publikationsreihe, die zeigen soll, wie stark das thomistische Denken in die weltanschaulichen Auseinandersetzungen der Gegenwart einwirkt.